

SPOT SEITE 2–3

Alt gegen Jung?

Die Frage steht im Raum, ob es in der freien Theaterszene in München einen Generationenkonflikt gibt.

BÜHNE SEITE 4–8

Virtualität gegen Realität

Theater ist immer nur Fiktion. Aber ob Tragödien, Märchen, Satiren und Politstücke – sie geben Auskunft über unsere Welt. Ein Querschnitt aktueller Inszenierungen.

MÜNCHNER KÖPFE SEITE 9

Theater im Grünen

Axel Tangerding, Kapitän des Meta Theaters im Münchner Osten, wird als Kulturvermittler ausgezeichnet.

TANZ SEITE 10–11

Männersachen

Beim Bayerischen Staatsballett studiert Juri Grigorowitsch seinen Sowjetklassiker »Spartacus« ein: ein Helden- und Soldatenstück.

MUSIK SEITE 12–15

Altes Spiel mit neuer Richtung

King Arthur hat es nicht leicht mit sich und der Liebe. Das Gärtnerplatztheater modernisiert Henry Purcells Oper mit einem Hauch von Pop.

FILM SEITE 17–22

Mach's noch einmal, Schätzchen!

Die Pasinger Fabrik bringt den 68er-Kultfilm schlechthin zurück. Wir sprachen mit Hauptdarsteller Werner Enke über den Erfolg des Films, Uschi Glas' Leinwandmagie und den geheimen Spaghetti-König Schwabings.

LITERATUR SEITE 23–27

Schenken und Tauschen

Sechzehn Büchertipps für alle, die das richtige Geschenk machen wollen, das falsche gegen das richtige umtauschen möchten – oder einfach lieber lesen, als sich ins Getriebe zu stürzen.

BILDENDE KUNST SEITE 28–31

Kaiser, Künstler und Sterndeuter

Beispiele meisterlicher, luxuriöser und kurioser Buchillustration von 1400 bis 1540 sind in den Schatzkammern der Staatsbibliothek zu bewundern.

IMPRESSUM SEITE 15



Das Sterben der Anderen

Grafik: Monika Huber

Die Verteilung der Unbeschwertheit ist unfair und hat keine Zukunft.
Denn unser Wohlstand kostet andere das Leben.
Der Münchner Soziologe Stephan Lessenich plädiert daher für mehr Mut zur Wahrheit.

STEPHAN LESSENICH

Erinnern Sie sich? Vermutlich nicht, ist ja schon ein Jahr her. Und war weit weg. In der brasilianischen Bergbaustadt Mariana, im Bundesstaat Minas Gerais. Vor einem Jahr brachen dort die Dämme zweier Rückhaltebecken, in denen Abwässer einer Eisenerzmine gesammelt wurden. 60 Millionen Kubikmeter schwermetallhaltigen Schlamm ergossen sich in den Flusslauf des Rio Doce. Der ehemals »Süße Fluss« wurde zu einem giftigen Strom aus Rückständen von Eisen und Blei, von Zink, Arsen und Quecksilber. Eine Viertelmillion Menschen waren damit von der Trinkwasserversorgung abgeschnitten. Nach 14 Tagen erreichte die rote Flut die Atlantikküste und ergoss sich, ein verwüstetes Ökosystem hinter sich lassend, ins Meer. Die damalige brasilianische Präsidentin Dilma Rousseff sprach von der schlimmsten Umweltkatastrophe in der Geschichte ihres Landes.

Bedrückend war der Fall Rio Doce jedoch gerade nicht in seiner Außergewöhnlichkeit, sondern in seiner perversen Normalität. Denn er war eine ganz normale Katastrophe – und eine mit Ansage. In der globalen Arbeitsteilung setzen die rohstoffreichen Länder notgedrungen auf die rücksichtslose Ausbeutung ihrer natürlichen Ressourcen. Wobei sie das je nach Weltmarktpreisen mehr oder weniger lukrative Geschäft zumeist an transnationale Konzerne vergeben. So auch in Mariana. Die dortigen Minen haben nur drei von 450 Dämmen, die allein in Minas Gerais Abwässer aus Bergbau und Industrie zurückhalten.

Wenn sie brechen, sprechen wir von »Naturkatastrophen«. Dabei sind die Gescheh-

nisse alles andere als natürlich. Sie wurzeln vielmehr in der Anlage des Weltwirtschaftssystems, in den Weltmarktstrategien transnationaler Unternehmen, in der Ressourcenknappheit der reichen Industriestaaten, in den dort herrschenden Konsumpraktiken und Lebensweisen. Was sich in den Randzonen des globalen Kapitalismus abspielt, verweist zurück auf dessen Zentren.

Von Anfang an beruhte die sozioökonomische Entwicklungsstrategie der Industriegesellschaft auf dem Prinzip des Fortschritts zulasten anderer. Das Erfolgsrezept heißt Externalisierung: Ausbeutung fremder Ressourcen, Abwälzung von Kosten auf Außenstehende, Aneignung der Gewinne im Innern. Das ist die Logik, nach der das kapitalistische Welt-system funktioniert. Doch diese Logik ist kein Selbstläufer – und ihre sozialen Träger sind nicht allein Großkonzerne und Staatslenker. Getragen wird sie auch von dem stillen Einvernehmen und der aktiven Beteiligung großer gesellschaftlicher Mehrheiten. Wir leben in Externalisierungsgesellschaften – und wir leben gut damit. Weil andere die Kosten tragen.

Das Wissen darum ist nur schwer auszuhalten. Deswegen klammert man sich hierzulande gerne an die Utopie eines durch wirtschaftliches Wachstum erzeugten, globalen »Fahrstuhleffekts«: einer Besserstellung der Armen dieser Welt, ohne dass dadurch der Reichtum der Wohlstandsgesellschaften infrage gestellt werden müsste. Oder an die Illusion eines »grünen« Kapitalismus, der Wachstum angeblich vom Ressourcenverbrauch entkoppeln und unsere kollektive Lebensweise mit

den stofflichen Belastbarkeitsgrenzen des Planeten Erde versöhnen könne.

Wie verlockend diese Zukunftsvisionen auch klingen mögen: Sie sind nichts anderes als Selbstbetrug. Und viele Menschen in den kapitalistischen Wohlstandszentren spüren das auch. Sie ahnen, dass es mit dem guten Leben auf Kosten anderer so nicht wird weitergehen können: mit dem märchenhaften Reichtum der wenigen und den existenziellen Lebensnöten der vielen; mit hemmungslosem Ressourcenverbrauch in einem Teil der Welt und den zerstörerischen Konsequenzen auf dem Rest des Globus; mit der alltäglich zur Schau gestellten Sorglosigkeit in den oberen und der permanenten Sorge ums Überleben in den unteren Etagen der Weltsozialhierarchie.

»Die Flut hebt alle Boote«: Dieses einst durch John F. Kennedy popularisierte Fortschrittsmotto und Beruhigungsmantel ist heute unglaublich geworden. Der Wohlstandskapitalismus selbst hat die sozialen Ungleichheiten zuletzt verschärft. Und weltgesellschaftlich gesehen hat er den Globus im 20. Jahrhundert tatsächlich überschwemmt – mit Überfluss hier und Überflutungen dort. Diese Fluten kommen nicht etwa nach uns: Sie sind schon da, gleich neben uns. Man muss nur hinschauen wollen. ||

Stephan Lessenich, Soziologe an der LMU München, ist Autor von »Neben uns die Sintflut. Die Externalisierungsgesellschaft und ihr Preis« (Hanser Berlin). Lesung am 22. Januar, 20.30 Uhr in der Favorit Bar, Damenstiftstraße 12.

»Wenn die Alten Geld kriegen und die

Die Reihe »Monokultur München« in der Favorit Bar warf die Frage auf, ob es unter den freien Theatermachern der Stadt einen Generationenkonflikt gibt. Christiane Wechselberger fragte bei unterschiedlichen Kulturschaffenden nach.

Bei der Veranstaltung »Milchmädchenrechnung« wurde der Vorwurf laut, dass die Kulturverwaltung Fördergelder gezielt an junge Künstler, vor allem Absolventen der Theaterakademie, vergibt und eine ganze Generation älterer Theatermacher übergeht. Andererseits hört man immer wieder hinter vorgehaltener Hand, dass man als junger Künstler ja eh keine Chance habe, weil immer die etablierten Leute eine Förderung bekommen. Wir wollten wissen, ob es wirklich einen Kampf Alt gegen Jung gibt und welche Maßnahmen es braucht, damit die freie Theaterszene Münchens sich entfalten kann.

Neid und Missgunst können es jedenfalls nicht sein. Wo einer dem anderen die Butter auf dem Brot nicht gönnt, entsteht keine Zusammenarbeit. Nur wenn die Entscheider im Stadtrat eine starke Front von Künstlern vorfinden, die jenseits von Lebensjahren oder ästhetischer Ausrichtung gemeinsam agieren, werden sie deren Argumente und Forderungen ernst nehmen. Und vielleicht gesteht man den freien Künstlern dann auch so viel Freiheit und Zeit zu wie den Kammerspielen unter Matthias Lilienthal, um sich durchzusetzen. Und ausreichend Geld. Müssen ja nicht gleich 30 Millionen Euro sein. || CW

ANNA DONDERER

ist Kunstvermittlerin, Dramaturgin und Mitglied der Performancegruppe Cadam.

Gibt es in der Münchner freien Szene einen Generationenkonflikt?

Ja.

Was sind die Gründe?

Erstens: Angst. Angst, nichts zu erreichen. Angst, nichts mehr zu erreichen. Finanzielle Angst. Karriereangst.

Zweitens: dass Leute aus unterschiedlichen Generationen kommen und von anderen Zeiten und Erfahrungen und Erinnerungen geprägt sind. Oft wird meiner Generation Haltungslosigkeit attestiert. Ich glaube, dass unsere Generation einfach anders mit Konflikten und Forderungen umgehen muss als zu einer Zeit, in der (auch in München) Protest eine bestimmte Ästhetik und Ausformung hatte. Unsere Form von »Protest« wird anders aussehen müssen, und sie muss sich entwickeln und weiterentwickelt werden. Gern auch generationenübergreifend – aber wenn möglich nicht mit Leuten, die eh alles schon mal gemacht haben und deswegen mitteilen, dass das, was man sich da vornimmt, nicht klappen wird.

Was sind Deine Erfahrungen?

Das oben Beschriebene. Zwei Dinge sollen noch gesagt sein: Es gibt Leute aus dieser »anderen Generation« die ich äußerst schätze und mit denen das Generationen-Aufeinandertreffen viel Freude bereitet bzw. die Generation auch keine Rolle spielt. Und: Die oben beschriebenen Erfahrungen entnehme ich Gesprächen, Erzählungen von Kollegen, und gleichzeitig schlägt mir dieser Eindruck bei Begegnungen in Form einer Stimmung entgegen.

Was können die Künstler tun, um diesen Konflikt zu lösen?

Ängste realisieren und hinterstellen. Ego hinterstellen. Weniger an die weitere Karriere



Anna Donderer | © Anna Wiczorek

denken als daran, was man sich gegenseitig zeigen, erzählen und lernen kann und was es jetzt zu tun gibt.

Welche Form der Künstlerförderung fehlt?

Ob es um Generationen, Geschlechter/Gener oder finanziellen Status geht, helfen wird nur ein Grundeinkommen.

Gegen Angst kann keine Künstlerförderung der Welt was machen. Gut wäre: gemeinsam über Themen sprechen, über Inhalte und Ästhetiken. Nicht nur zusammentreffen, um über Kulturpolitik zu sprechen. Ideen tauschen und sich darüber austauschen. Keine Angst haben, dass Ideen geklaut werden. ||

KURT BILDSTEIN

gründete zusammen mit dem 2015 verstorbenen George Froscher 1970 das Freie Theater München (FTM), das weltweit tourte und 2002 den Theaterpreis der Stadt München erhielt.



Kurt Bildstein | © privat

Es gibt wahrscheinlich schon einen Generationenkonflikt. George war bei unserer letzten Produktion 2012, »Kleist, Wahnsinn der Freiheit«, 86. Ich werde bei der nächsten Produktion 74 sein. Wenn die Alten Geld kriegen und die Jungen keins, ist der Konflikt schon da. Das ist bei der kleinen Anzahl freier Gruppen, die die Chance haben, gefördert zu werden, auch kein Wunder.

Existierte eine Art von Wertschätzung für das, was deine spezifische Theaterarbeit ausmacht, wäre die Sache schon einfacher. Bei einigen wenigen Zuschauern, bildenden Künstlern, Kritikern, existiert diese Wahrnehmung deiner Arbeit durchaus, aber das reicht nicht.

Für mich ist es interessant, den Weg, den eine Künstlerpersönlichkeit geht, zu verfolgen, wie z. B. die Arbeit von Alexej Sagerer, Holger Dreissig, Berkan Karpat oder Micha Purucker. Ich nenne nur einige der »älteren« kontinuierlich arbeitenden Gruppierungen, wozu auch wir uns unbescheidenweise rechnen. Alle entwickeln eigene Ästhetiken und sehr unterschiedliche Ansätze. Da kann doch keiner sagen, die tun das nur, um ihre Rente abzuholen. Das sind doch kontinuierliche Arbeitsprozesse. Solche Entwicklungen kann/darf man doch nicht erst pflegen und dann einfach abschneiden. Dieses »Bloom-up«, das man heute so gerne möchte, kann doch nicht nur »eine Festivallänge lang« dauern.

Das FTM, George und ich, hatte immer die Idee einer Schule als Grundlage für unsere Arbeit im Kopf. Eine Schule für unsere freie Theaterarbeit und nicht als Zulieferer für die Institutionen. Wir haben erkannt, dass es viele Leute gibt, die weniger daran interessiert sind, Karriere zu machen, als ihre eigenen Anlagen zu entdecken und auch weiterzuentwickeln.

Gefüttert wurden wir durch die ungeheure Vielfalt der Ausdrucksmittel, die von internationalen freien Gruppen Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre geradezu über uns hereinbrach, aber auch durch die wieder als Vorbild für Qualität genommenen traditionsreichen östlichen und asiatischen Theaterformen und Körperschulen.

Einmal haben wir's fast geschafft eine Schule zu gründen, als Joint Venture des damals von der Ausdehnung noch winzig kleinen Kulturreferats unter Dr. Hohenemser mit der Volkshochschule unter Dr. Rieger und dem FTM.

Das Projekt scheiterte in letzter Minute. ||

SARAH ISRAEL

ist Dramaturgin, kuratierte Rodeo 2016 und entwickelt mit dem tschadischen Choreografen und Tänzer Taigüé Ahmed künstlerische Projekte.

Gibt es in der Münchner freien Szene einen Generationenkonflikt?

Konflikt heißt für mich, dass verschiedene Lager einen Dissens miteinander austragen. Dies sehe ich aktuell nicht, vielmehr lese ich Artikel und höre Stimmen, die die »Alten« von den »Jungen« trennen. Dabei nehme ich Diffamierungen wahr und meine zudem zu hören, dass nicht nur die »Nichtgeförderten« von den »Geförderten« getrennt werden, sondern zugleich jene, die wissen, was wahre freie darstellende Kunst ist, und jene, die dies nicht wissen. Das ist kein Konflikt, sondern zunächst Spaltung. Diese wiederum könnte der Anfang sein von einem interessanten Konflikt, in dem es um mehr geht.

Was sind die Gründe und wie äußert sich der Konflikt?

Wie beschrieben gibt es für mich noch keinen Konflikt, sondern Lager. Was es gibt, sind, mehr als 50 Jahre nach dem Beginn von »Freiem Theater« (nicht institutionell gebundenen freischaffenden Künstlern), sehr verschiedene Künstlerverständnisse und Auffassungen davon, was in diesem Bereich verteidigt bzw. als Nächstes erreicht werden sollte.

Was sind Deine Erfahrungen?

Ich verstehe mich mit vielen Künstlern der Stadt gut, schätze sie, egal wie alt sie sind und in welchem Genre sie arbeiten. Diese Offenheit, einfach zuzuhören und den anderen Künstlern mit ihrem Werdegang, ihrem Schaffen und ihren Ansichten einen Platz zu lassen, fehlt mir manchmal bei anderen.

Was können die Künstler tun, um diesen Konflikt zu lösen?

Miteinander streiten und sich zusammenschließen. Es muss kein Wir-Gefühl geben, aber ein Bewusstsein dafür, dass der Zusam-



Sarah Israel | © Konrad Fersterero

menschluss von verschiedenen Lagern vorteilhaft sein kann. Der Erfolg der Koalition der Freien Szene Berlin war auch kein harmonischer »Siegeszug«.

Welche Form der Künstlerförderung fehlt?

Es fehlt in meinen Augen in Deutschland etwas, das wie der »état d'intermittent« in Frankreich funktioniert: eine konsequente Künstlerförderung und somit ein klares (staatliches) Bekenntnis zu freischaffenden Künstlern. ||

BURCHARD DABINUS

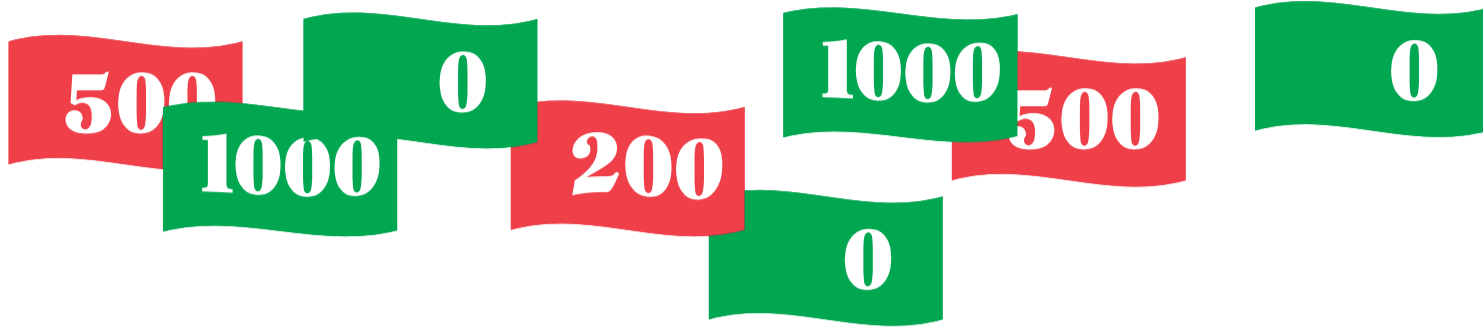
ist Schauspieler und Regisseur und leitete von 1990 bis 1995 zusammen mit Sylvia Panther das Pathos; seit Anfang der Neunziger fabriziert er eigene Projekte.

Auch falls ich mich jetzt in dieser Diskussion zum Ignoranten mache, ich sehe den »Generationenkonflikt« jetzt nicht besonders problematisch, wenn er überhaupt so existiert. Es



Burchard Dabinnus | © Caroline Neven Du Mont

Jungen keins, ist der Konflikt schon da«



gibt eben – wie überall – interessante Leute, die neue Ideen haben, die sie in den Pool mit einbringen und gestalten, ob das jetzt die Jüngeren sind oder schon in die Jahre gekommene Kapitäne und Kunstschiffer, das ist doch Bereicherung und Inspiration für alle. Egal, wer jetzt wie lange was auch immer macht. Jeder muss sich auf seine Art sowieso immer neu erfinden und weiterentwickeln, sonst wird es ohnehin langweilig.

Verteilungskämpfe, Scharren um die Töpfe, Murren und Murmeln wird es auch bei neuen Anordnungen oder neuen Förderzielsetzungen der Subventionssysteme geben.

Es bleibt subjektiv, wie die ganze Arbeit subjektiv ist, und hier in dieser Stadt, wenn man es im Verhältnis sieht, gibt es gute Möglichkeiten, die es nicht überall gibt. Wenn man mal so ein bisschen in die Welt hineinschaut und mit denen Kontakt hat, die gerade aus ganz anderen Zusammenhängen zu uns kommen, entstehen auch gerade neue Prioritäten.

Zu große Nabelschau oder zu häufige Besuche an der kulturellen Klagemauer tun der »Szene« jedenfalls nicht unbedingt gut. ||

MICHA PURUCKER

ist Choreograf und Münchner Tanzpreisträger 2003, er erhielt von 1995 bis 2015 die Optionsförderung Tanz.



Micha Purucker | © Faria Lima

Gibt es in der Münchner freien Szene einen Generationenkonflikt?

Gäbe es einen Konflikt, wer würde davon profitieren? Die Macher oder die Verwaltung? Divide et impera ... heißt es.

Was sind die Gründe und wie äußert sich der Konflikt?

Meinungsstreit um Geld, Strukturen, Standpunkte und Aufmerksamkeit ist normal. Wird neben der künstlerischen Arbeit üblicherweise mit Argumenten geführt. Das wäre dann eine inhaltliche und kulturpolitische Diskussion – nicht soooo beliebt, hier einen Alterskonflikt zu konstatieren, das ist zu billig, auch finanziell! Es gab einen Coup – vielleicht zur Entzweiung – aber das hat wohl mit Ideenlosigkeit und einem Paradigmenwechsel zu tun.

Was sind Deine Erfahrungen?

In der Verwaltung gewinnen kunstferne Kriterien und Motive die Oberhand; man kultiviert Paternalismus, pflegt eine gewisse Refeudalisierung, setzt zunehmend Themen ... und zuweilen ist Erstaunliches in der Presse opportun.

Was können die Künstler tun, um diesen Konflikt zu lösen?

Sauber und konsequent denken und dann tun oder lassen!

Welche Form der Künstlerförderung fehlt?

Es fehlt ein inspirierter und inspirierender Entscheidungshorizont. Es fehlt an Kenntnis der Prozesse und an Respekt für die Arbeit in einem rechtlich und sozial ungeschützten Bereich. Man kalkuliert zynisch mit dem Engagement hochmotivierter Menschen. Solange sich dieser Geist nicht ändert, sind die Maßnahmen Candies und belastbare Perspektiven obsolet. ||

GESCHE PIENING

ist Schauspielerin und Regisseurin und reagiert mit ihren Performances auf die Vereinnahmungen der Kunst durch die Betriebswirtschaft.

Bei den Künstlern kann man – wie überall anders auch – sehen, wie schwer es uns heute fällt, gemeinschaftlich zu handeln. Diskussionen in der Szene verlaufen selten zielführend, jeder profiliert sich mit seiner ausgeklügelten Sicht auf die Dinge und möchte dieser auch Gehör verschaffen. Dabei hört man sich mitunter schlecht zu, übersieht, dass es Schnittmengen gibt. Eine hochemotionale Diskussion – mitunter aneinander vorbei. Zwischen den Generationen? Ja, vielleicht auch, aber nicht nur.

Im Eifer der Auseinandersetzungen werden Ebenen vermischt, die es auseinanderzuhalten gilt: Die ästhetischen und die politischen Diskussionen müssen unbedingt voneinander getrennt werden! Denn natürlich unterscheiden wir uns eklatant in unseren Ästhetiken – das ist auch gut so und Zeichen für eine lebendige Szene. (Übrigens verlaufen die ästhetischen Unterschiede nicht unbedingt entlang der Generationengrenzen.) In der differenzierten ästhetischen Diskussion kann – auch für das Publikum – ein interessanter Beitrag für das kulturelle Leben der Stadt liegen.

In der politischen Diskussion sieht es jedoch anders aus. Der existenzielle Druck ist für alle Beteiligten sehr groß, und das macht die Sache einfach: Wir brauchen mehr Geld, um starke »freie« Produktionen herausbringen zu können. Und wir brauchen mehr Räume, um proben zu können. – Mehr ist dem erst mal nicht hinzuzufügen, denn das



Gesche Piening | © Testset

sind mit Abstand die wichtigsten Probleme, die die Stadt mit uns lösen muss. Und diese Forderungen einen uns. ||

BENNO HEISEL

leitet zusammen mit Ute Gröbel, Ulrich Eisenhofer und Susanne Weinzierl seit September die Infrastrukturmaßnahme HochX (vormals i-camp).



Benno Heisel | Foto: Jana Erb / kontrapixel.de

Gibt es in der Münchner freien Szene einen Generationenkonflikt?

Es gibt keinen Generationenkonflikt. Das würde ja voraussetzen, dass sich die verschiedenen Haltungen, die es zu den verhandelten Fragen gibt, bestimmten Altersgruppen zuordnen lassen. Das ist nicht der Fall. Allein an unserem Haus haben in den letzten drei Monaten Künstlerinnen und Künstler zwischen 17 und 84 Jahren gearbeitet. Homogene Blöcke sehe ich keine.

Was sind die Gründe und wie äußert sich der Konflikt?

Welcher Konflikt denn genau? Der um die richtige Strategie zur Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen der Kulturschaffenden? Der zwischen denen, die sich mehr Inklusion und denen, die sich mehr Exklusivität wünschen? Der um die buchstäblich hunderte verschiedenen Qualitäts- und Wertvorstellungen im Bereich der Kunst? Und wie viele Positionen gibt es allein zum »Kreativquartier«? Wer versucht, daraus einen Konflikt zwischen zwei Parteien zu destillieren, muss sich schon große Mühe geben.

Was sind Deine Erfahrungen?

Vor 16 Jahren habe ich das erste Mal in einer professionellen freien Produktion mitgewirkt. Und seitdem verfolge ich natürlich auch Konflikte und Streitigkeiten. Die gehören zu jeder freien Szene. Nur sollte diese Vielfalt der Persönlichkeiten und Haltungen nicht zulasten gemeinsamer Ziele gehen.

Was können die Künstler tun, um diesen Konflikt zu lösen?

Weiterkämpfen. In der Sache hart, im Ton seriös. Und wir müssen uns stärker organisieren. Z. B. in dem Verein der freien Szene, der sich im Januar gründen wird, oder auch im Landesverband (Anm. d. Red.: Verband Freie Darstellende Künste).

Welche Form der Künstlerförderung fehlt?

Zunächst einmal: Die Stadt-Land-Grenze in der Kulturförderung muss aufgehoben werden. Eine Koproduktionsförderung wäre sehr

sinnvoll. Die Kulturförderung für freie Projekte ist insgesamt zu gering. Es fehlt nicht nur an Proben-, sondern auch an Lager-, Büro- und Aufführungsräumen sowie Werkstätten mit angemessener Ausstattung. Insbesondere für solche Menschen, die Bewegungseinschränkungen haben. Und da habe ich jetzt nur von den Produktionsbedingungen vor Ort gesprochen. Es gibt noch sehr viel zu tun. ||

STEFAN KASTNER

ist Opernsänger, Schauspieler, Autor und Theatermacher (»Germania I bis III«, »Die Sphinx von Giesing«).

Monokultur finde ich in jedem Fall schlecht, sei es in der Landwirtschaft oder im Kunstbetrieb. Immer nur eine Sorte von etwas zu züchten, kann keine gute Sache sein. Selbstverständlich braucht es auch in der sogenannten freien Theaterszene im Idealfall eine Vielfalt an Ästhetiken und Rangehensweisen, und zwar altersunabhängig. Natürlich müssen die Jungen, die Neueinsteiger die Möglichkeit des Ausprobierens haben, das ist ja überhaupt keine Frage und sicher eine wichtige Aufgabe der Theaterförderung. Doch darüber hinaus sollten nicht diejenigen Theatermacher und Performer vergessen werden, deren Arbeiten über Jahre hinweg wertvolle Akzente im Münchner Stadtraum gesetzt haben und dies bestenfalls weiterhin tun. Also: Qualität sollte am Ende dann doch das entscheidende Merkmal der Theaterförderung sein.

Im Übrigen fänd ich es ganz angenehm und hilfreich, wenn nicht andauernd nach



Stefan Kastner | © Martin Douglas

Hamburg und Berlin gespechtet würde. Blauer ist der Himmel dort auch nicht, und zumindest im Fußball ist es so, dass die Hamburger wohl am Ende der Saison absteigen und die Berliner Hertha in hundert Jahren nicht Deutscher Fußballmeister wird. ||



Auf den Kopf gefallen



Das Video oben zeigt mehr Realität als die Drehbühne darunter | © Julian Baumann

GABRIELLA LORENZ

Reenactment heißt das neudeutsch, wenn jemand eine vergangene Wirklichkeit nachspielen will. Im Performance-Bereich boomen Reenactments seit einigen Jahren. Die Psychotherapie setzt die Methode zur Trauma-Bewältigung ein. Genau das tut der namenlose Protagonist in dem Roman »8 1/2 Millionen« des Briten Tom McCarthy. Ihm ist nämlich ein mysteriöses Technologieteil auf den Kopf gefallen, seitdem

leidet er an Gedächtnisverlust. Aber der Unfall bringt ihm einen auch reichlich mysteriösen Schadenersatz von 8,5 Millionen Pfund ein. Den Reichtum verwendet der Held nun dafür, die wenigen zurückkehrenden Erinnerungsfetzen seines Lebens detailgetreu nachbauen und nachspielen zu lassen. In der Hoffnung, dadurch ins wirkliche Leben zurückzufinden, zu dem er keinen Bezug mehr hat.

Ein Bestseller als Bühnen-Langweiler:
Alexander Giesche adaptierte für die Kammerspiele
»8 1/2 Millionen« von Tom McCarthy.

Tom McCarthy schrieb seinen Erstling »Remainder« 2001 mit 32 Jahren, veröffentlicht wurde er erst fünf Jahre später in Paris und schnell ein Sensations-Erfolg. 2009 erschien er auf Deutsch unter dem Titel »8 1/2 Millionen«, 2015 verfilmte ihn Omer Fast. Ein toller Stoff: Ein Mensch, der seine Lebensrealität verloren hat, will diese durch perfekte Simulation wiederherstellen. Das klingt nach einer virtuellen Welt, und das hat wohl auch den 34-jährigen Regisseur Alexander Giesche, den Intendant Matthias Lilienthal als Zukunftshoffnung an die Kammerspiele geholt hat, daran interessiert.

Aber wie schon in seinem ersten Kammerspiele-Projekt »Yesterday you said tomorrow« inszeniert Giesche auch hier völlig am Publikum vorbei. Was die Schauspieler dort hinter magischen Computerbrillen erleben, hört der Zuschauer nur als Gestammel von Menschen, die sich jeder in einer anderen Pseudo-Wirklichkeit aufhalten. Hier versteht man immerhin den Plot. Doch der Versuch des Helden, die Realität zu simulieren (nicht virtuell, sondern mit echten, gekauften Darstellern), scheitert genauso wie der Versuch des Regisseurs, das Ganze zunehmend in ein Videospiel zu überführen. Also wiederum in die Unwirklichkeit – und das geht am Kern des Romans vorbei. Denn in dem wird am Ende ein echter Darsteller bei einem angeblich fingierten Bankraub ganz real erschossen.

Die Szene ist trist und karg: eine weiße Drehscheibe, in drei Segmente geteilt (Bühne: Nadia Fistarol), von Hand angeschoben. Dar-

auf steht Franz Rogowski als Mann ohne Gedächtnis meist ziemlich steif herum und nuschelt seine Erzählung vor sich hin. Dank einer umgeschnallten Videokamera darf man ihn visuell durch München begleiten. Seinem agilen Organisations- und Erfüllungsgehilfen Naz (Christian Löber) und dessen Miet-Akteuren gibt er akribische Anweisungen für die perfekte Rekonstruktion seiner vagen Erinnerungen. Vom Geruch gebratener Leber im Treppenhaus über einen Rachmaninow stümpernden Klavierspieler bis zu den Katzen auf dem Dach muss ihm eigens gekauften Londoner Straßenzug alles genau stimmen. Die erhoffte Erlösung bleibt aus, dafür tritt die tödliche Katastrophe ein.

Bis dahin dauert's fast drei quälend lange Stunden mit wenigen putzigen Einfällen: Weiße Plüschkatzen wackeln mit den Köpfen, der Klavierspieler baut den Fehler automatisch ein, die Bankräuber tragen Sturmhauben und Selfiesticks. Die fulminante Actionfilm-Autoraserei (Video: Florian Schaumberger) am Schluss macht die lähmende Langeweile davor nur umso deutlicher. Traurig, wenn das Theater Hollywood als letzte Rettung zitieren muss. ||

8 1/2 MILLIONEN

Kammerspiele, Kammer 2 | 10., 30. Dez.

19.30 Uhr | Tickets: 089 23396600

www.kammerspiele.de

Radio-Hören kann gefährlich sein

In seiner wohl letzten eigenen Inszenierung »Der Aufsatz« zeigt Hausherr George Podt noch einmal alles, wofür die Schauburg steht.

SABINE LEUCHT

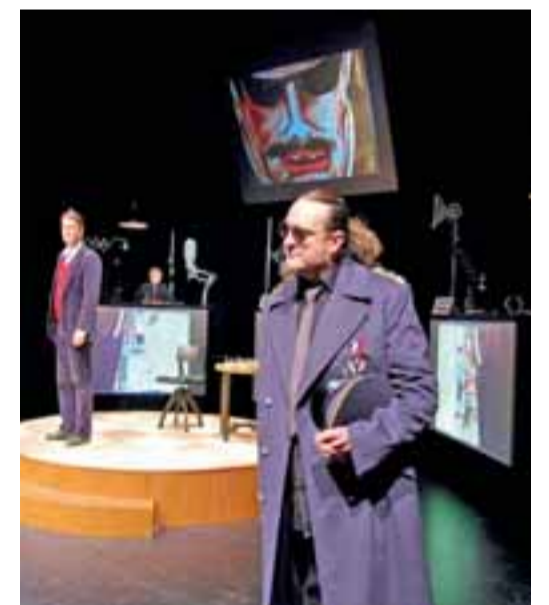
»Mein Papa ist gegen die Diktatur!« Ein Satz, der an Familientischen hierzulande zwischen anderen fallen könnte wie »Meine Mama ist Ingenieurin« oder »Mein Bruder mag gerne Kaiserschmarren«. Nun gut, jedenfalls ein zeitgenössisches Äquivalent. Bei Pedro aber ist es ganz anders. Der neunjährige Held von Antonio Skármetas Roman »Der Aufsatz« lebt in Chile nach Pinochets Militärputsch. Und

gerade ist der Vater seines besten Freundes von Uniformierten abgeführt worden. Sein Sitznachbar in der Schule lebt mittlerweile auch allein mit seiner Mutter, und bei Pedro zu Hause wird es abends sehr still, wenn seine Eltern am Radio hängen und kettenrauchend verbotene Sender hören. Und dann kommt eines Tages ein Ordensträger in die Klasse und bittet die Kinder, einen Aufsatz über zu

Hause zu schreiben, über Eltern und Freunde und frei« heißt es in der Schauburg, wo George Podt Skármetas mit dem UNESCO-Preis ausgezeichnete Geschichte auf die Bühne gebracht hat. Die Art und Weise, wie er das tat, zeigt noch einmal ganz deutlich, was das Theater der Jugend unter Podts Leitung ein gutes Vierteljahrhundert lang ausgemacht hat.

Peter Wolter sitzt in der Mitte der Bühne über ein Schachspiel gebeugt, erzählt behutsam und verschiedene Rollen nur sachte antäuschend. Hinter ihm sitzen an drei Pulten die Musik- und Geräuschemacher Taison Heiß und Greulix Schrank sowie der Videokünstler Moritz Schleissing, der Bilder an vier Leinwände wirft, auf denen in Jacky Gleichs kühnem und zugleich präzisiertem Kinderbuch-Illustratorinnen-Strich zu leichte Fußbälle fliegen bekommen, Finger in Kindernasen verschwinden oder Soldaten vorbeimarschieren – und immer wieder sieht man große neugierige und zugleich verängstigte Augen. Denn so grausam der Alltag unter einer Zwangsherrschaft ist, so voll ist er doch auch von Schönerm, Banalem – und von Fröhlichkeit.

Und obwohl es erklärte Schauburg-Absicht ist, Kindern die grausameren Aspekte der Realität nicht vorzuenthalten, von denen schließlich auch heute noch viele Minderjährige betroffen sind, lassen Bilder und Erzählung Pedro alias Chico, den Kleinen, sportliche Erfolge feiern, erste Küsse bedauern und zwischen kühlem Wasser und einem Dach aus Blättern einfach nur Kind sein. Was das aber auch bedeutet, zeigt seine scharfsinnige Reaktion auf den Aushorchversuch durch das Mili-



Erzähler Peter Wolter, Video-Künstler Moritz Schleissing, Musiker Greulix Schrank (v.l.)
© DigiPott

tär, die nicht verraten werden soll. Nicht alles ist leicht verständlich an der Aufführung für Kinder ab 9 Jahren: Sie lässt sich zwischen den Szenen oft unglaublich viel Zeit, spielt die letzte Rede Salvador Allendes auf Spanisch ab und erzeugt ganz unzeitgemäß mit kratzenden Schreibfedern und tickender Uhr Spannung. Doch gibt dieser fein gesponnene Stoff genügend Gesprächsanlässe für den abendlichen Familientisch. Dort könnte man etwa erklären, welche Rolle früher das Radio spielte und gemeinsam zurückgehen zu Zeiten, in denen Informationen über Gott und die Welt noch nicht pausenlos und ungefragt aus allen Ritzen quollen. Ja, auch um die eigene Jugend könnte es dabei gehen – um dabei vielleicht einmal mehr zu lernen, wie aufmerksam und klug auch die heutige ist. ||

DER AUFSATZ

Schauburg | 4. Feb. | 19.30 | 7. Feb.

10.30 und 19 Uhr | 8. Feb. | 10.30 Uhr | Tickets: 089 2333715580 | www.schauburg.net

Anzeige

06. Januar 2017, 20 Uhr
Casanova Society Orchestra
Neujahrskonzert

26. Januar 2017, 20 Uhr
Kit Armstrong
Choräle, Fugen, Partiten
Bach, Busoni, Liszt, Brahms, Reger

BÜRGERHAUS PULLACH
Heilmannstr. 2, 82049 Pullach i. Isartal
Tel. 089 744 752-0; www.buergerhaus-pullach.de

Abb. Kit Armstrong, June Artiss



Geheime Nachricht für die Rebellen-Bande: (v. l.) Pauline Fusban, Thomas Lettow als Robin Hood, Max Koch und Alfred Kleinheinz | © Julian Baumann

PETRA HALLMAYER

»Robin! Robin!«, schallt es aus dem Publikum. So viel kollektive Begeisterung erlebt man im Theater selten. Die Scharen von Schulkindern fiebern richtig mit beim Kampf des edlen und großherzigen Robin Hood (Thomas Lettow) gegen den schurkisch fieseren Sheriff von Nottingham (Gunther Eckes). »Buh! Buh!«, rufen sie empört, wenn ihr Held in den Kerker abge-

führt wird. Robert Gerloffs vor Einfallsreichtum sprühende Inszenierung mit Live-Musik ist ein Riesenspaß, an dem auch Erwachsene ihre Freude haben. Der König und Ausbeuter (toll: Manfred Zapatka) residiert in einer prächtigen, drehbaren Burgfestung. Die Bäume im Wald von Sherwood, in denen Schauspieler auf Stelzen stecken, wiegen dia-

logbegleitend ihre Kronen oder schütteln sie entsetzt. Der Sheriff, der allen mit »Kerker, Folter, Tod« drohen lässt, kriegt Pfeile in die Hinterbacken, es gibt Fechtkämpfe und eine wüste Schlägerei, die mittels Kitzeln gewonnen wird.

Arthur Klemt als pralinensüchtige, fassdicke Amme, an deren gewaltigem Busen ihre Freunde und Feinde hilflos zappeln, entzieht sich mit Mathilde Bundschuhs liebevoller Maid Marian mit »Hu!«- und »Ha!«-Schreien den skrupellosen Machhabern. Will Scarlet ist im Residenztheater eine furchtlose Scarlet Will (Pauline Fusban), die mit zwei Messern eine hohe Stichflamme auflodern lässt. Thomas Gräßle als Guy de Gisbourne mutiert mit Hilfe eines Zaubers, den der Sheriff wegen seiner Spinatallergie verschmäht, vom Gehilfen des Finsterlings zum tanzenden und singenden Hippie und Friedensapostel.

Die Geschichte wird kindgerecht geradlinig erzählt und dabei ohne die dumme Angst,

die Kleinen zu überfordern, lustvoll mit Brecht-Anleihen und politischen Verweisen versehen. Der Donald-Trump-Scherz oder das Adenauer-Zitat wird sich Sechsjährigen nicht erschließen, aber Dinge zu hören, die man noch nicht versteht, gehört zum Kindsein. Die Botschaft des Abends, der auch ein Plädoyer für soziale Gerechtigkeit und menschliche Solidarität ist, bekommt garantiert jeder mit. Doch statt mit dem pädagogischen Zeigefinger zu fuchteln, hat Gerloff sie so lustig und liebevoll verpackt, dass am Ende der ganze Saal fröhlich »Jupidu« singt. ||

ROBIN HOOD

Residenztheater | 18. Dez. | 11 und 16 Uhr
19. Dez. | 10 Uhr | 24. Dez. | 16 Uhr | Tickets:
089 21851940 | www.residenztheater.de

Den Wahn wegsingen

Im Marstall inszeniert der kroatische Regisseur Ivica Buljan Pier Paolo Pasolinis »Der Schweinestall« als anti-bürgerlich nuancierten Bürgerspaß.

SABINE LEUCHT

Es sind drei; sie sind neugierig, unglaublich gechillt – und vermutlich der Hauptgrund dafür, dass es im Marstall eine Pause gibt. Denn gleich danach sind sie da: Die Schweine in Ivica Buljans Inszenierung von Pier Paolo Pasolinis »Der Schweinestall«. Zu ihnen flieht und an ihnen verliert sich Julian, der zur Anpassung und Rebellion gleichermaßen ungewillter Sohn des rheinischen Großindustriellen Klotz (bei Götz Schulte ein ungenierter Titten- und Unterdie-Röcke-Grabscher), der von seiner Frau (Juliane Köhler) ab und zu was auf den nackten Hintern braucht. Pasolinis Stück (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen, von kanibalistischen Handlungen durchzogenen Film von 1969) spielt in den Sechzigern, als Altnazis, Waffenfabrikanten und andere Kriegsgewinnler neue Allianzen eingingen, die teils noch immer halten. Thyssen-Krupp lässt grüßen.

Wo die erste Inszenierung des kroatischen Regisseurs in Deutschland diese Zeit rekapituliert – etwa mit einem länglichen, betont kraftmeiernden Männer-Dialog über den NS-Arzt Herdhitze (historisch hieß er Hirt), ist ihre Strahlkraft begrenzt. Dafür steht mit Philip Dechamps als Julian einer in ihrem Zentrum, dessen irrlichterndes, feinnerviges Spiel einen linkischen Charme versprüht und ganz unpäthetisch eine existenzielle Verletztheit und Sehnsucht aussendet. Überhaupt kann der Abend von der backfischhaft verliebten und schließlich übergrell ihre Erotik ausstellenden Ida Genija Rykovas bis zu Nora Buzalkas die Szenen lose aneinanderbindender Erzählerfigur ein hübsch schräges Personenarsenal aufbieten, ohne freilich an den surrealen Bilder-Wahnsinn Pasolinis heranzureichen. Eine eigene Atmosphäre entsteht hier vor allem durch die tolle Musik: Die Schauspieler, allen voran Rykova und Buzalka, singen von Mitja Vrhovnik-Smrekar vertonte Pasolini-Gedichte – und begleiten sich dabei selbst, indem sie immer wieder wie selbstverständlich die mit Instrumenten bestückte kleine Terrasse entern, die Aleksandar Denić auf die Marstallbühne gebaut hat. »Das goethesche« Bad Godesberg ist beim Meister der drehbaren und verschachtel-



Julian (Philip Dechamps) scheut vor der attraktiven Ida (Genija Rykova) zurück
© Matthias Horn

ten Turmlandschaften, die man in München vor allem aus den Inszenierungen Frank Castorfs kennt, sorgfältig dreigeteilt: Links wohnen die Schweine in einem mit Weidengeflecht umgrenzten Koben, die Mitte ist sündig rot lackiert, und rechts herrscht ein bisschen Denić-Chaos voller Zeug und Verweise. Das passt zum Stück, in dem Klotz Herdhitze und der seinerseits Klotz in der Hand hat, weil der Sammler von Judenköpfen von der schmutzigen Sache mit Julian und den Schweinen weiß. In dem Julian, bevor er sich von seinen borstigen Freunden fressen lässt, noch mit Spinoza diskutiert, und man sich fragt, ob Sibylle Canonica so grantig schaut, weil sie wirklich so gar nicht in einen Schweinestall passt oder weil es zur Rolle des Philosophen gehört.

Der Abend ist angenehm offen, aber auch irgendwie unverbindlich. Spiel- und Gesangs-szenen lassen einander den nötigen Platz – und sich sonst in Ruhe. Gegen Ende wird es recht wild, wenn Köhler zur Rockröhre mutiert und Schulte mit überschnapper Stimme Fragen stellt wie »Deutschland, was kannst du verdauen? Scheiße! Und was kannst du scheißen?« Pasolinis anti-bürgerliche Satire stellt in dieser Version keine neuen Fragen ans Heute, sondern macht eher Spaß. Ob das gut oder schlecht ist, muss jeder selbst entscheiden. ||

DER SCHWEINESTALL

Marstall | 7. Dez., 4., 11., 13. Jan. | 19.30 Uhr
18. Dez. | 19 Uhr | Tickets: 089 21851940
tickets@residenztheater.de

Anzeige

„Stilsicher zwischen Komik und Tragik ... Aberwitzig, anspruchsvoll, genial.“ FBW

„Wie sich Lars Eidinger und Adèle Haenel zoffen und lieben, das muss man sehen.“ AZ MÜNCHEN

LARS EIDINGER ADÈLE HAENEL JAN JOSEF LIEFERS HANNAH HERZSPRUNG

DIE BLUMEN VON GESTERN

EIN FILM VON CHRIS KRAUS

AB 12.01. IM KINO!

www.DieBlumenVonGestern.de #BlumenVonGestern

Ein bisschen Spaß mit Hula und Elvis

Die Show »Rockabilly« kombiniert flachhumorige Comedy und fabelhafte Artistik.

PETRA HALLMAYER

In der Bar auf der Bühne steht eine schöne alte Jukebox. Die Jungs tragen Haartollen und die Mädels Pferdeschwänze. Die Varietéshow »Rockabilly« lädt zu einer Zeitreise zurück in die fünfziger Jahre. Das klingt nach einem echten Gute-Laune-Abend. »Da kommt Stimmung auf!«, beteuert denn auch der in wechselnden scheußlichen Anzügen umherstolzende Conférencier Max und wirft Konfetti in die Luft. Selbige aber will sich erst einmal nicht wirklich einstellen, obgleich die liebenswerte Frau Schmidt fleißig »Applaus!«- und »Yeah!«-Schilder hochhält, um dem Publikum einzuheizen.

Ganz offensichtlich soll das, was die kalauernde Plaudertasche Max Nix und ihr dusselige wortkarger Partner Willi Widder Nix da bieten, eine trashige Parodie auf das Tingeltangel- und TV-Entertainment von anno dazumal

sein. Leider aber ist es bloß mittelmäßige Mainstream-Comedy. Max entblößt eine Zuschauerin beäugend seine Brusthaare und erklärt: »She is very sharp on me.« Gemeinsam blödeln sie als Faschingsmexikaner zur Bonanza-Melodie herum und klemmen sich allerlei in den Schritt. »Ein bisschen Spaß muss sein«, dröhnt es irgendwann aus der Musicbox, und das passt zu den beiden Herren weit besser als die Songs von Little Richard und Buddy Holly. Wer auf den Karnevalshumor und die »Luschtigkeits« des Duos nicht steht, muss sich bei »Rockabilly« mit Geduld wappnen. Schließlich fungieren die beiden, die selbst Regie führen, nicht nur als Moderatoren und Pausenfüller, sondern bestreiten weite Strecken des Programms.

Zum Glück aber gehören zu diesem auch fabelhafte Artistiknummern. Rokko Valentino



Alphörner hat der »King« nie eingesetzt: Seine Doubles Max Nix und Willi Widder wagen es | © GOP

präsentiert zu »Let's Twist Again« eine herrlich rhythmussichere Jonglage und lässt Keulen wie Propeller kreisen. Der quirlige, charmante Schotte Johnny be Hoops begeistert mit Ganzkörper-Hula-Hoop, die als Fräulein Hildegard auftretende Tschechin Anezka Bockova mit fantastisch wendiger Springseil-Akrobatik, und Marcello vom Rollschuhtrio The Giurintanos wirbelt seine Partnerinnen mit atemberaubender Rasanz durch die Luft.

Für einen starken Ausklang der Show sorgt der Koch Luigi alias Tode Banjanski mit seiner

Elvis-Hitparade. Wenn er »Blue Suede Shoes« und »A Little Less Conversation« anstimmt, erheben sich alle von ihren Stühlen und es kommt doch noch Rock'n'Roll-Stimmung auf. ||

ROCKABILLY

GOP Variété-Theater | bis 8. Jan.

Mo bis So 20 Uhr, Fr & Sa 17.30 & 21.30 Uhr, So 14.30 & 18.30 Uhr | außer: 5., 15., 24., 31. Dez. und 1. Jan. | Tickets: 089 210288444 www.gop-muenchen.de

Töchter der Klamotte

Moses Wolff macht sich mit »Rasputin« im Hofspielhaus einen rechten Jux.

CHRISTIANE WECHSELBERGER

Es gibt Bücher, Filme und sogar drei Opern über sein Leben: Rasputin, der Wanderprediger mit dem wirren Haar und dem irren Blick, der Anfang des 20. Jahrhunderts von Teilen der Moskauer Society und der Zarin herself als Heiliger und Wunderheiler verehrt wurde. Hatte er doch den Zarewitsch angeblich mehrmals von der Bluterkrankheit geheilt. Doch bald gab es Gerüchte über sexuelle Ausschweifungen und Saufgelage, die gerne auch mal von Kirchenvertretern lanciert wurden. Und so wurde der in Ungnade gefallene Rasputin nach mehreren vergeblichen Attentaten 1916 schließlich ermordet.

Kabarettist, Schauspieler und Musiker Moses Wolff, der es als Wildbach-Toni auf Youtube zu einiger Popularität brachte, hat sich nun fern jeglicher Tatsachen der Figur Rasputins angenommen und im Hofspielhaus einen Schmarrn inszeniert, der keinen Kalauer scheut. Die Winzbühne ist ganz und gar mit lilafarbenem Samt ausgeschlagen. Ein Bettpodest dient als Lagerstatt des Zarewitsch, über die sich Schwestern und Eltern kasperltheater-besorgt beugen und des kranken Sohnes hohler Stimme aus dem Off lauschen, die verdächtig nach Lisa Simpson klingt. Wenn nicht die Großfürstinnen Elisabeth (Sandra Seefried) und Anastasia (Charlotte Stein) sich wollüstig in den lila Laken wälzen, denen hat's der unordentlich gekleidete Fremde nämlich gehörig angetan, weil er weiß, wie sie's gern haben und einfach andersch ist als die anderen Kerle.

In Gestalt dieser reschen Madln drängt das Sexuelle komisch in den Vordergrund. Grundiert wird es von der verklemmten Schmierigkeit des wirklich außerordentlich seltsamen Bischofs (Camillo Rota hinterm

Keyboard). Nur der dusselige Zar schnallt nichts, wie die frech-kokette Anastasia sagen würde. Kein Wunder, bei Zarens dominieren nicht nur beliebte deutsche Dialekte, Mutti hat auch so was von die Hosen an, dass es nur einer Schauspielerin (Lucie Mackert) im



Großfürstin Anastasia (Charlotte Stein) spürt gern mehrere Männerhände | © Voker Derlath

prächtigen Schlafrock und mit lustigem Moustache-Lorgnon bedarf, um die Hoheiten akkurat voneinander abzugrenzen. Dabei erreicht der mümmelig näselnde Zar den größeren Karikaturenfaktor, während die herrische Hausmutter staubtrockene Bonmots raushaut. Und Moses Wolff gestikuliert im Schwarz-Weiß-Einspieler als Rasputin wild expressionistisch aus dem Goldrahmen, als sei Iwan der Schreckliche wiederauferstanden. Auch wenn er gar kein Verwandter des arglistigen Putin ist. ||

RASPUTIN

Hofspielhaus | Falkenturmstr. 8
30. Dez. | 20 Uhr | Tickets: 089 24209333 www.hofspielhaus.de

Weihnachtstrouble

»Auf ein Neues« in der Komödie im Bayerischen Hof: mit vielen Klischees, aber mit Topbesetzung.

HANNES S. MACHER

Es weihnachtet sehr im ansonsten so nüchternen Penthouse (Bühnenbild: Gabriella Ausono) der geschiedenen Powerfrau Catherine. Festlich ist der Tisch gedeckt, die Kerzen brennen, der Sekt ist kühl gestellt und der Plastik-Christbaum auch hübsch drapiert. Doch Mutter Catherine und Teenie-Tochter Sarah liegen wieder einmal im Clinch. Weil Catherine herzlos einen Penner aus dem Treppenhaus rausgeschmissen hat. Um den Weihnachtsfrieden zu retten, wird der völlig abgerissene Clochard, natürlich mit muffelnden Klamotten und obligatorischer Rotweinpulle unterm Arm, von der Straße in die gute Stube zum Festmahl mit anschließender Bescherung geholt, was Antoine Raults melancholischer Komödie wenigstens spritzige Dialoge verschafft.

Klar, dass Catherine als selbstbewusste Mittvierzigerin und erfolgreiche Managerin dabei alles voll im Griff hat und Michel, den

zum Obdachlosen abgesunkenen Informantiker, wieder ins Berufsleben integrieren möchte. Also coacht sie ihn gnadenlos für Vorstellungsgespräche, während Töchterchen Sarah von Liebespein schier gemartert ist und sich voll der pubertären Aufmüpfigkeit hingibt.

Selbst für eine Boulevardkomödie sind das etwas zu viele Klischees, und doch rauscht diese Inszenierung in Martin Woelffers Regie als Übernahme vom Berliner Theater am Kurfürstendamm flott über die Bühne. Vor allem überzeugen die Schauspieler. Marion Kracht als toughe Catherine, die alle Probleme mit Frauenpower zu lösen versucht, bringt den Weihnachtsabend und die folgenden Tage mit Charme und Chuzpe bestens über die Runden. Lene Wink gibt ein (über-)reichlich rotzig-motziges Pubertier, und der Clochard Daniel Morgenroth mutiert als Catherines Lover zum geschmeidigen Womanizer. ||



AUF EIN NEUES

Komödie im Bayerischen Hof

bis 7. Jan.

Mo bis Sa 20 Uhr
So 18 Uhr
Tickets: 089 292810
und 29161633
www.komodie-muenchen.de

Wie heilig dieser Abend wohl wird? Die Teenie-Tochter (Lene Wink, l.) motzt, der Penner-Gast (Daniel Morgenroth) muss sich von der Karrierefrau Catherine (Marion Kracht) coachen lassen
© Achim Zeppenfeld



Gefangen in der Abschiebezelle: Medea (Julia Richter) nach dem Kindermord | © Arno Declair

»Wo soll ich hin? Wer nimmt mich auf?«

Frau und Flüchtling – was das heißt, zeigt Abdullah Kenan Karaca mit »Medea« im Volkstheater.

CHRISTIANE WECHSELBERGER

»Mutter erschlägt Kinder!« So würde die Schlagzeile der Boulevardblätter lauten. Und dann käme das ganze traurige Schicksal der

Familie aufs Tapet. Wie Medea, Spross der Götter, sich in den Argonauten Jason verliebte, ihm half, das goldene Vlies ihres Vaters zu rauben, und aus ihrer Heimat Kolchis fliehen musste. Wie sie durch die Welt zogen auf der Suche nach einer neuen Heimat und in Korinth landeten. Wie Jason Medea verließ und die Tochter des Königs ehelichte, um gesellschaftlich zu reüssieren. Jetzt steht Medea, als Barbarin stigmatisiert, im fremden Land alleine da mit ihren zwei Söhnen.

In Abdullah Kenan Karacas Inszenierung von Euripides' »Medea« wird aus dem Vorhof von Medeas Palast in Korinth eine Abschiebezelle irgendwo am Flughafen (Bühne: Vincent Mesnaritsch). Ein schräg auf die Bühne gestellter Betonwürfel, in dem vier schmutzigrüne Plastikschalensitze am Boden festgeschraubt sind, drumherum nur grauer Beton mit Lüftungsschlitzen. Aus den grauen Wänden raunt und murmelt es, als ob Gedanken wild auf Medea einstürmten. »Hau ab, Kindermörderin.« Am Anfang steht schon das Ende. Da kann Medea ja nur mit dem Kopf gegen die Wand rennen, die wie eine Trommel dröhnt.

Hinter einem Einwegspiegel tauchen Männer wie Geister auf: Oliver Möllers blondtolliger Helmut-Berger-Verschnitt ist Kreon. Dem ist Medea nicht geheuer. Er will sie ausweisen, mitsamt ihren Kindern. Zuflucht bietet Ägeus (Leon Pfannenmüller als smarter Technokrat), König von Athen, der sich von der Zauberin und vielleicht auch der Frau Medea, Kindersegen verspricht. Ihre Zukunft wäre also gesichert. Wenn da nicht der Schmerz wäre. Über den Verlust von Stellung, Würde, Heimat, Vater, Bruder – das alles opferte Medea, um mit Jason zu fliehen. Jason, der ihr alles verdankt und sie mit der verlogenen Attitüde fallen lässt, er tue das nur der Familie zuliebe. Und so sinnt sie

auf etwas, das ihn mehr trifft als der eigene Tod: ihn leben lassen und die Kinder töten.

Julia Richters blasse, hohläugige Medea ist eine wilde Frau. Die das Schicksal der Frauen beklagt, die den Bräutigam nicht ablehnen können und ihn mit ihrer Mitgift auch noch bezahlen müssen. Die schreit und tobt und die Zähne fletscht. Man kann sich nicht vorstellen, was sie an Moritz Kiene-manns milchbubihafem Jason findet, der mit falsch weiß leuchtendem Gebiss Heucheleyen absondert und sich vor ihrer scharfen Zunge duckt. Anfangs ist man platt von der Stärke, mit der Julia Richter, die neu im Ensemble ist, diese missachtete Frau spielt. Im Lauf des kurzen Abends wird diese innere Stärke jedoch im hochgereckten Kinn zu Erstarrung.

»Wo soll ich hin? Wer nimmt mich auf?«, fragt Medea. Solidarität kann sie nur von Frauen erwarten. Mara Widmann als mitfühlender Chor und Luise Kinner als anstachelnde Amme flankieren in mörderischen Highheels (Kostüme: Sita Messer) Medeas Zelle wie eine Leibwache und stehen ihr in ihrem Furor bei. Karaca thematisiert nicht nur die Einsamkeit des Flüchtlings in der Fremde. Auch die Isolation von Frauen in einer Männerwelt, die aus Pappnasen wie den hier vorgeführten besteht. Er findet aber auch Bilder für die Liebe, die es mal gab zwischen Medea und Jason. Im Einwegspiegel schieben sich ihre Figuren in einer Art Pas de deux übereinander. Und am Schluss ist alle Wut aufgebraucht, da herrscht nur Traurigkeit. ||

MEDEA

Volkstheater | 16. Dez., 4., 5., 21. Jan., 7. Feb. | 19.30 Uhr | Tickets 089 5234655
www.muenchner-volkstheater.de

Verliebte Prinzessin, donnernde Tragödin

Für ihr erstes Kabarettsolo »Vor der Hochzeit und schon Witwe« kramt Beatrix Doderer im Schatzkästlein einer Schauspielerin.

HANNES S. MACHER

Zwei Jahrzehnte lang war sie Ensemblemitglied unter anderem in den Kammerspielen, im Residenztheater und der Lach- und Schießgesellschaft. Doch nach 20 Jahren, in denen sie an Schauspielhäuser vertraglich gebunden war, wollte sie frei und unabhängig sein, sich selbst verwirklichen, Neues ausprobieren, Grenzen ausloten und auch überschreiten. Den Sprung in die Selbstständigkeit hat sie inzwischen geschafft, und ihren eigenen Weg wird sie zweifellos mit Erfolg weitergehen dank ihrer präzisen Schauspielkunst, ihrer Liebe zur Literatur und ihrer Begeisterung für Musik.

Eine Kostprobe all dieser sympathischen Eigenschaften und ihres von Enthusiasmus geprägten Weges zur Selbstständigkeit serviert Beatrix Doderer nun in ihrem ersten Kabarett-solo, das freilich mehr ist als ein unterhalt-samer Kabarettabend. Pfiffige Pointen schon auch, wenn sie etwa über den Lauf des Lebens als ununterbrochene Folge von »Plätzen« – vom Kindergartenplatz über den Arbeitsplatz mit Autoparkplatz bis zum Platz im Altenheim und letztlich auf dem Friedhof – sinniert.

Vor allem jedoch ist dieser Abend eine rundum erfrischende Lektion in Schauspielkunst, wenn sie hier in einige der von den Dramatikern verfassten Rollen fürchterlich verliebter Prinzessinnen und auf ihre Unabhängigkeit mit Vehemenz pochender Bürger-töchter schlüpft. Zwischen jugendlichem Furor und mädchenhafter Anmut serviert sie diese Perlen der Theaterliteratur ebenso hinrei-ßend wie sie die den Tragödin des 19. Jahr-



hunderts auf den Leib geschriebenen Monologe mit dem skurrilen Pathos der Meinigerei über die Bühne donnert. Und zwischendurch nimmt sie immer wieder bescheiden am Tischchen unter der Leselampe Platz, um mit großem Ernst – und doch mit einer Portion Schalk im Nacken – melancholische und emanzipatori-sche Gedanken und Manifeste literarischer Frauenfiguren – von Madame Bovary beispiel-weise über Anna Karenina bis zu Brechts Johanna der Schlachthöfe und Ingeborg Bach-manns Wassergeist Undine – unter dem Motto dieses abwechslungsreichen Abends »Vor der Hochzeit und schon Witwe« vorzutragen.

Freilich sind in diesem Schatzkästlein aus dem Leben und Wirken einer Schauspielerin auch ein paar Simili-Geschmeide in Gestalt müder Kalauer und schaler Witzchen bei-spielsweise über das Mann-Frau-Verhältnis enthalten. Aber wie Beatrix Doderer mit ent-waffnendem Lächeln aus ihrem nicht immer einfachen Leben plaudert und mit schier unge-bremstem Spaß ehrliche Freude am Rollen-spiel hat, das ist zweifellos ein Kleinkunst-schmankerl der ganz besonderen Art im idyllischen Fraunhofer-Theater. ||

VOR DER HOCHZEIT UND SCHON WITWE
Theater im Fraunhofer | 5., 6. Mai 2017
20.30 Uhr | Tickets: 089 26 78 50
info@fraunhofertheater.de

das
literarische
gedächtnis
der
stadt
münchen

Neueröffnung der Monacensia ab 9. Dezember 2016

Maria-Theresia-Straße 23 | 81675 München
www.muenchner-stadtbibliothek.de/monacensia

monacensia
im hildebrandhaus

Reduzierter Inselzauber

Dieter Nelle inszeniert mit drei Schauspielern im Teamtheater Shakespeares Spätwerk »Der Sturm«.



Caliban (Sophie Meinecke, r.) will den Säufer Stephano (David Tobias Schneider) zum Mord an Prospero anstiften | © Ludo Vici

PETRA HALLMAYER

Prospero bastelt ein Papierschiffchen und lässt es durch die Luft segeln. Die Insel, auf der er vor vielen Jahren mit seiner Tochter Miranda gestrandet war, ist sein Reich, was hier geschieht, ist sein Werk. Der Zauberer und Spielmacher hat einen tosenden Sturm entfacht, der seinen Bruder Antonio und den König von Neapel samt Gefolge an das Ufer spülte. Einst hatte sein machthungriger Bruder ihn aus Mailand vertrieben, und nun bietet sich Prospero endlich die Chance, sich zu rächen.

Nur zwei rote Stühle stehen auf der Bühne. Mehr braucht es nicht für Shakespeares »Sturm« in der radikal reduzierten Fassung von Joachim Lux, die 2007 in Wien Premiere feierte und die Dieter Nelle im Teamtheater neu inszeniert hat. Darin werden weite Textpassagen komprimiert nacherzählt, und drei Schauspieler verkörpern alle auftretenden Figuren.

Das kleine Ensemble meistert die Rollenwechsel gewitzt und souverän. Wolfgang Rommerskirchen beeindruckt als mal altersmelancholischer, mal streng autoritärer Herrscher und Erzähler Prospero, der sich am Ende mit seinen Feinden aussöhnt und der Macht entsagt, durch

sprachliche Präzision und mimt obendrein den Hofnarren Trinculo. Sophie Meinecke zeigt eine selbstbewusste und eigensinnige Miranda, wirft sich geschwind einen erdbraunen Kapuzenmantel über und krümmt und windet ihren Körper prächtig als Caliban, wenngleich sie etwas zu mädchenhaft wirkt für die Rolle der wilden, erziehungsresistenten Kreatur. David Tobias Schneider tänzelt mit keckem Hüftschwung als Luftgeist Ariel und verwandelt sich flugs in den verliebten Königssohn Ferdinand und in Trinculos

Saufkumpan Stephano. Zuzusehen, wie die clownesken Trunkenbolde sich mit Caliban gegen Prospero verschwören, ist amüsant. Allein, ihre Späße nehmen zu viel Raum ein an diesem Abend.

An die gewichtigen Themen, die in Shakespeares hochkomplexem Drama stecken, in dem ein mit einem magischen Buch ausgestatteter Europäer sich eine Insel angeeignet und deren Bewohner verklavt hat, rührt die Inszenierung nicht: die Auseinandersetzung mit einem kolonialistischen Weltbild, dem Antagonismus von Zivilisation, Kunst und Natur.

Letztlich fehlt Nelles »Sturm« nicht nur der große Bilderzauber, sondern auch ein aufreger inhaltlicher Akzent und inspirierender intellektueller Funke. Wer sich daran nicht stört, kann aber einen hübschen, unterhaltensamen Theaterabend erleben. ||

DER STURM

Teamtheater Tankstelle | Am Einlass 2a bis 17. Dez. | Mi bis Sa 20 Uhr | Tickets: 089 2604633 | www.teamtheater.de

Henkersmahlzeit für alte Freunde

Dieter Fischer spielt in der schwarzen Komödie »Das Abschiedsdinner« im Café des Metropoltheaters.



Clotilde (Judith Toth) und Pierre (Winfried Frey) wollen Antoine (Dieter Fischer, Mi.) loswerden | © Tomek Wieczor

GABRIELLA LORENZ

Wie entledigt man sich lästig gewordener alter Freunde möglichst stilvoll? Man verwöhnt sie ein letztes Mal mit ihrem Lieblingsessen, teurem Wein, Lieblingsmusik, wärmt nostalgisch alte Zeiten auf. Natürlich dürfen die Gäste nicht wissen, dass man sich danach nie mehr rühren wird. Das Ehepaar Pierre und Clotilde will diese Abschiedsdinner-Idee eines ihrer Bekannten endlich ausprobieren: Der selbstverliebte Antoine und seine exzentrische Frau Bea gehen ihnen schon lange auf die Nerven.

Vom Autorenduo Matthieu Delaporte und Alexandre de la Patellière ist bereits die Boulevard-Groteske »Der Vorname« am Residenztheater zu sehen. Im Stil von Yasmina Reza entlarvt sich da die gehobene Bildungsbürgerschicht selbst im Streit, bis alle Höflichkeitsfassaden zerbröckelt sind. Auch die Nachfolgekommödie »Das Abschiedsdinner« kocht unterdrückte Ressentiments hoch.

Philipp Moschitz hat sie im Café des Metropoltheaters inszeniert, und nutzt außer dem kleinen Bühnen-Podest das Café, das Theaterfoyer und sogar die Straße zum Spielen. In einem rasanten, witzigen Dialog-Ping-Pong klären Pierre (Winfried Frey) und Clotilde (Judith Toth) zunächst die Situation und ihr Ehe-Verhältnis: beide beruflich erfolgreich, zwei Kinder, zu Hause dominiert sie und sieht ihn als Versager, weil er bei jeder Auseinandersetzung einknickt.

Antoine kommt allein – Bea ist verhindert. Dieter Fischer (bekannt geworden durch die Serie »Der Kaiser von Schexing«) spielt eine raumgreifende Nervensäge par excellence: ein selbstgefälliger Gutmensch, weitschweifig redselig, mit Donner-Lache und jeder Menge Neurosen. Dummerweise kennt er das Prinzip des Abschiedsdinners und rauscht beleidigt mit dem Auto ab. Kurz darauf ist er wieder da: mit einem Therapie-Vorschlag. Er überredet Pierre zum Rollen- und Kleidertausch, damit sich jeder in den anderen einfühlt. Denn »unsere Freundschaft ist noch zu retten«, meint er.

Wie sich der gewichtige Dieter Fischer beim Klamottenwechsel in die Wäsche des schwächlichen Pierre zwängt, das liefert viel Komik und auch Klamauk. Danach geht's ohne Angst vor Peinlichkeit ans Eingemachte – von der Kindheit über die sentimentale Freundschaftsbeschwörung bis hin zur bösen Abrechnung. Und dabei kommen unliebsame Wahrheiten ans Licht. So dass man sich fragen muss, was nun überlebt: die Freundschaft oder die Ehe. Bis zum offenen Ende inszenierte der Regisseur mit seinen drei fabelhaften Darstellern eine temporeiche, schwarze Komödie mit scharf gezeichneten Charakteren. ||

ABSCHIEDSDINNER

Metropoltheater, Café | Floriansmühlstr. 5 13., 18., 22. Dez., 9., 15., 17., 18., 20., 21., 25., 31. Jan. 2017 | 20 Uhr | So 19 Uhr | Tickets: 089 32195533 | www.info@metropoltheater.com

Anzeige

schauburg
Theater am Elisabethplatz
So geht Theater...

... und der Teufel steckt wie immer im Detail – www.schauburg.net

Hinter den sieben Bergen

Axel Tangerding, Gründer des Meta Theaters in Moosach, erhält die Wilhelm-Hausenstein-Ehrung der Bayerischen Akademie der Schönen Künste für seine Verdienste in der Kulturvermittlung.

CHRISTIANE PFAU

Ein Mann schleppt ein Schiff durch den Dschungel. Dort will er ein Opernhaus bauen. Das ist der sofort wiedererkennbare Prototyp des genialisch Wahnsinnigen, der sich einen Traum erfüllen will oder der wie im Fall von Werner Herzogs »Fitzcarraldo« eher die eigene Besessenheit zum Lebenszweck macht. Axel Tangerding rollt nicht mit den Augen und schäumt auch nicht wie Klaus Kinski, aber Parallelen gibt es doch: Vor fast 40 Jahren hat er in den oberbayerischen Hügeln in einem Dorf hinter Grafing bei München ein Haus gebaut – nicht irgendein hübsches Wohnhaus im adäquat alpenländischen Stil, sondern ein Schiff. Ein Theaterschiff. Von außen ganz harmlos, weißer Kubus, sehr große Fenster, Hanglage, rundum bepflanzt von der Künstlerin Cornelia Melián, die seit 10 Jahren mit Axel Tangerding hier lebt, in Moosach – einem Dorf, dessen Genius Loci seit Jahrzehnten erstaunliche Blüten treibt und Ende der Achtziger ein geheimnisvolles Licht in die kulturelle Landschaft des Münchner Ostens warf.

Ende der sechziger Jahre landete der Architekturstudent Axel Tangerding hier, weil er in München kein Zimmer fand. Zwischen Wiesen und Bauernhöfen lebte im ehemaligen Pfarrhaus eine Gruppe von Leuten, die alle irgendetwas mit Kunst zu tun hatten, Maler, Schriftsteller, bildende Künstler. Peter Schumann vom Bread and Puppet-Theatre war einer der ersten, die sich in Moosach niederließen, dann folgte die Gruppe Spur um Asger Jorn mit Heimrad Prem, später kamen Rainer Langhans und viele andere Figuren aus der freien Münchner Künstlerszene dazu. »Das Dorf stand den ›Langhaarigen‹ überraschend offen gegenüber«, erzählt Tangerding. »Die Moosacher waren von jeher neugierig.«

Weil hier dieses bemerkenswerte geistige Klima herrschte, beschloss er 1975, genau da sein Meta Theater zu bauen. Die Umsetzung dauerte drei Jahre und war schließlich doch ein Tauziehen mit der Verwaltung. Sie mündete in eine Kompromisslösung: Der moderne Bau am Dorfrand war ein klares Statement, das aber niemanden erschreckte. Hier wohnte niemand, der alteingesessen war, sondern jemand, der inspiriert vom Bauhaus neue Akzente setzen wollte. Ins Staunen kommt man, sobald man das Haus betritt: Es ist konzipiert wie ein großes weißes Schiff. Im Erdgeschoss liegt der weiße Theaterraum, der 99 Zuschauern Platz gibt und diverse Bühnenvarianten erlaubt. Besonders stolz ist Tangerding darauf, dass der gesamte Bühnenraum eine Fußbodenheizung hat. »Das hat was mit Achtung, Respekt und Wertschätzung gegenüber den Künstlern zu tun. Bei mir kriegt keiner kalte Füße!«, schmunzelt er. Offene Treppen führen auf großzügige, lichtdurchflutete Galerien, von denen viele kleine Kabinen zur Außenwand abgehen. Hier wohnen der Hausherr und seine Lebensgefährtin, und hier werden auch oft die Künstler untergebracht, die im Meta Theater auftreten. Das Treppengeländer fühlt sich wie eine Reling an. Durch- und Ausblicke vom Erdgeschoss bis unters Dach sorgen für Weitläufigkeit, man wundert sich, dass einem nicht auch drinnen der Wind um die Nase bläst.

Einflüsse: Ellen Stewart, Jerzy Grotowski, Yoshi Oida

Als das Haus 1977 fertig war, suchte Axel Tangerding jedoch erst einmal das Weite. Er ging nach Rotterdam und lernte dort bei Künstlern aus der La-Mama-Bewegung um Ellen Stewart das Theatermodell kennen, das er 1979 bei der Gründung des Meta-Theater-Vereins in Moosach umsetzte. Er wollte mit dem Werkhaus Moosach, wie es zunächst hieß, nicht nur neue künstlerische Wege gehen, sondern den Rahmen für ein neues Lebensmodell schaffen. Arbeit und Freizeit, Denken und Machen, Gestalten und Scheitern, alles sollte unter einem Dach stattfinden. 1980 wurde das Meta Theater eröffnet, als Ort der größtmöglichen Freiheit, wo die Hoheit des Künstlers über allem stehen sollte. Versuchsarrangements, hierarchiefreie Diskurse, interdisziplinäre und internationale Zusammenarbeiten werden hier seit über 35 Jahren gepflegt (während andernorts diese Tradition als Neuerung der postdramatischen Ära gefeiert wird). Tangerdings Theaterarbeit ist bis heute maßgeb-



Axel Tangerding



Alles unter einem Dach, so transparent wir möglich: unten die Bühne des Meta Theaters, oben der Wohnbereich
© Peter Hinz-Rosin (2)

lich von zwei Künstlern geprägt: Während er bei Ellen Stewart in Rotterdam den Kollektivgedanken inhalierte, lernte er bei Jerzy Grotowski den Purismus des »Armen Theaters« kennen. Die Reduzierung auf das Wesentliche wiederum führte ihn nach Japan, wo er sich eingehend mit dem Nô-Theater auseinandersetzte. Mit dem berühmten Nô-Künstler Yoshi Oida brachte Tangerding 1984 erstmals fernöstliches Theater nach Moosach, in Zusammenarbeit mit dem Münchner Völkerkundemuseum, dem Haus der Kulturen der Welt, dem Münchner Kunstverein und der Städtischen Galerie am Lenbachplatz sowie der Fakultät für Theaterwissenschaft der LMU. Das Publikum kam und staunte ob der exotischen Ästhetik, die plötzlich so nah war. Das Stück hieß treffend »Über den Berg kommen«.

Axel Tangerdings Theaterarbeit verlief jedoch alles andere als stringent: Seine Eltern hatten nach dem Krieg in Donauwörth ein mittelständisches Unternehmen für Stahlbau und Stahlgroßhandel aufgebaut. Sein Vater starb 1956, da war er gerade acht Jahre alt. Seine Mutter Charlotte, eine musisch begabte Frau mit klaren Prinzipien, führte die Südstahl GmbH allein weiter und wandelte das Unternehmen 1972 in eine Stiftung um. Ihre Maxime lautete: »Eigentum verpflichtet und muss geteilt werden.« Sie beteiligte die Mitarbeiter nicht nur am Gewinn, sondern auch am Kapital. Drei Jahre vor ihrem Tod übergab Charlotte Tangerding 1999 den Stiftungsvorsitz an ihren Sohn Axel Tangerding. Nun war er als Hauptgesellschafter für etwa 150 Mitarbeiter verantwortlich. Von Montag bis Freitag versuchte er, die bereits angeschlagene Firma wieder auf Kurs zu bringen, am Wochenende machte er in Moosach Theater. »Das Projekt ›Firmenrettung‹ hat beinahe funktioniert«, erinnert sich Axel Tangerding. »Aber halt nur beinahe.« 2006 wurde das Unternehmen aufgelöst.

Eine Hülle für die Kunst

2006 wurde er Mitglied des Netzwerks Informal European Theatre Meeting, wo er sich für verbesserte Arbeitsbedingungen im freien Theater einsetzt. 2012 wurde er von einer freien schwedischen Theatergruppe beauftragt, nördlich von Stockholm im Wald ein Theaterhaus zu bauen. In dieses Gebäude flossen die Erfahrungen aus dem Meta Theater ein. Wieder stand die Frage »Wie wollen wir leben und arbeiten, heute, morgen und übermorgen?« im Mittelpunkt seiner architektonischen Überlegungen. Wenn Axel Tangerding sagt: »Der Theaterbau ist die Hülle für die Kunst«, dann sprechen aus ihm sowohl der Architekt als auch der Theatermann. Das Gebäude hat eine Grundfläche von

2000 Quadratmetern. Sein Zentrum ist ein 12 Meter hoher Bühnenkubus mit 400 Quadratmetern Grundfläche, der 200 Zuschauer fasst. »Dieses schwedische Theaterhaus mitten im Wald ist ein sehr gut vernetztes Kulturzentrum geworden«, erzählt Tangerding. »Das hat deshalb so gut und so schnell und auch so kostengünstig funktioniert, weil es da eine echte Gesprächskultur gibt. Kurze Wege, effektive, manchmal auch ungewöhnliche Lösungen, immer im Dienst der Sache, ohne Eitelkeiten – das ist ein Modell mit Vorbildcharakter.« Deshalb engagiert er sich auch weiterhin in Deutschland verstärkt für die soziale und infrastrukturelle Verbesserung von Fördermaßnahmen zwischen Bund und Ländern und unterstützt die Entstehung eines europäischen Dachverbands zur Entwicklung neuer Kooperationsmöglichkeiten.

Der Spielplan des Meta Theaters war von Anfang an eine Mischung aus Eigenproduktionen, außereuropäischen Gastspielen und Auftritten regionaler Künstler, die in Moosach eine neue Plattform fanden. Als Regisseur realisiert Axel Tangerding interdisziplinäre Projekte wie »Musicophilia«, an dem auch das Max-Planck-Institut beteiligt war. Die Vermittlung komplexer Themen ist ihm ein wichtiges Anliegen, in diesem Fall ging es um den Zusammenhang zwischen Neurologie und Musik. Ein neues Thema, mit dem er sich aktuell intensiv beschäftigt, ist der »blinde Fleck«: Wie nehmen wir gesellschaftliche Phänomene und Strömungen wahr, bevor sie sich manifestieren? Vielleicht wird auch daraus wieder ein Musiktheaterprojekt. »Das Meta Theater bietet Raum, Zeit und Ruhe, um Kunst zu entwickeln«, fasst Axel Tangerding den Sinn seines Hauses zusammen. »Die Künstler aus Indien und China, aus Japan und den USA und aus vielen anderen Ländern begegnen sich in Moosach zunächst ganz absichtslos. Der Zweck ergibt sich dann von selbst. Es ist gut, wenn man Dinge macht, ohne sofort nach dem Nutzen zu fragen.«

Für seine Verdienste um die kulturelle Vermittlung erhielt der Architekt, Städteplaner, Schauspieler und Regisseur 2002 das Bundesverdienstkreuz. Am 12. Dezember vergibt die Bayerische Akademie der Schönen Künste die Wilhelm-Hausenstein-Ehrung an Axel Tangerding. ||

Meta-Theater | Osteranger 8, 85665 Moosach
www.meta-theater.com



Keulen statt Knarren – die Akrobaten des Cirque Éloize können alles: singen, tanzen, fliegen und jonglieren | © Jim Mneymneh

Atemlos im Wilden Westen

Der Cirque Éloize startet mit feinsten Körperkunst, Witz und Charme auf dem Tollwood Festival seine aktuelle Europatournee.

CHRISTIANE PFAU

Wer mit der Erinnerung an »Cirkopolis« des Cirque Éloize nun den »Saloon« betritt, muss sich umstellen. Im neuen Projekt der Compagnie aus Kanada, die seit 1993 eine eigene Zirkusästhetik mit choreografierter Akrobatik entwickelt, geht es diesmal nicht um Großstadtmythen, sondern um den Wilden Westen, mit handfesten Themen, in erdigen Farben. Aber kaum erlischt das erste Lagerfeuer, kaum haben die Goldgräber ihr Rumms-Intro hinter sich, geraten auch Country- und Western-neutrale Zuschauer schnell in den Bann der acht Akrobaten und der drei Musiker. Auf einem dreigeschossigen

Holzgerüst tun sie all das, was auf Baustellen strengstens verboten ist: hochklettern, herunterfliegen, gegen Pole-Stangen springen, hinterm Vorhang wilde Dinge treiben. Das Gerüst dient als Hotel, Kneipe und Bank, und hier passiert alles, wofür der Wilde Westen steht.

Das Klavier wird zur Dampflok, Minenarbeiter hämmern im Takt nach Gold, Calamity Jane schwenkt das Lasso. Die Geschichten baden im Klischee, was nicht stört und auch nicht nervt, weil es einfach großartig gemacht ist. Sogar als die unvermeidliche Mundharmonika ertönt, nimmt man das gelassen hin. »Spiel mir das Lied vom Tod« erhält hier eine andere Bedeutung: Es ist atemberaubend, wie Justine Méthé Crozat im roten Kleid losrennt, zum Flug ansetzt und wie ein Magnet immer genau richtig auftritt. Es ist wahnsinnig, wie Jules Trupin und Jérôme Hugo auf der Wippe Schwung holen, um sich in die Höhe zu schrauben und auf den Punkt sicher wieder zu landen. Es ist unglaublich, mit welcher Geschmeidigkeit Shena Tschofen sich in einem Metallrad – genau genommen im »Cyr«-Rad, das der Cirque-Éloize-Mitbegründer Daniel Cyr 2003 erfunden hat – dreht, von innen nach außen und wieder zurück, oben drüber und unten durch. Der Zuschauer fiebert mit, hält sich die Augen zu und seufzt erleichtert, wenn alle wieder fest auf dem Boden stehen. Die Livemusiker Ben Nes-

ralah, Sophie Beaudet und Trevor Pool unterstützen mit Liedern von Patsy Cline bis Johnny Cash, musikalisch irgendwo zwischen »echtem« Country und Folk, Fleetwood Mac, Emmylou Harris und Adele angesiedelt, die Leichtigkeit, mit der hier die Grenzen der Schwerkraft ausgelotet werden.

Der Name Cirque Éloize wird übrigens »El Waz« ausgesprochen und bedeutet »Wetterleuchten« im Dialekt einer Inselgruppe im St.-Lorenz-Strom vor Quebec, von der die ersten Artisten der Truppe stammten. Hier funkeln Witz und Charme, mit denen die Körperkünstler die Präzision der Akrobatik und Tänze schön umspielen und verbinden: kleine Geschichten von rivalisierenden Liebhabern und glamourösen Vamps, von Pferden, Vögeln und einer Ziege. Der Regisseur Emmanuel Guillaume und die Choreografin Annie St-Pierre haben – vom ersten Lagerfeuer-Gag über das Timing der Auf- und Abtritte bis zu den schwindelnden Höhen des Schleuderbretts – eine 80-Minuten-Show kreiert, die die Zuschauer atemlos zurücklässt. ||

CIRQUE ÉLOIZE – SALOON

Tollwood, Grand Chapiteau | Theresienwiese | bis 22. Dez. | Di bis Sa 20.30 Uhr | So 14.30/18 Uhr | Tickets: www.tollwood.de

Anzeige

Eine einzigartige Enzyklopädie der bayerischen Seele. Gedichte, Kurzgeschichten, Essays, Musik, Songs und Skizzen, Radiofeatures, Soundcollagen, Film-Tonspuren und O-Töne. Alle Cover-Bilder von Florian Süßmayr.

„Wie machen die das nur im Süden? So fragt der neidische Saupreiß.“ Die Zeit.
„Ein Akustisches Werk von historischer Dimension.“ Süddeutsche Zeitung.
„Hier liegt eine wichtige Sammlung Kulturgutes vor.“ Münchner Feuilleton

Stimmen Bayerns
HIMMEL & HOLLE

Mit: Luisa Kinscher / Maria Peschek / Karl Valentin & Liesl Karlstadt / Oskar Maria Graf / Heinz-Josef Braun / Friedrich Ani / Gustl Weissappel / Hans Söllner / Dreiviertelblut / Ringsgawndl / u.v.a.

TRIKONT
www.trikont.de

In der Reihe „Stimmen Bayerns“ sind bereits erschienen:
Die Liebe. Der Tod. Der Rausch. Die Freiheit. Der Irrsinn.

Ausprobieren!

16. Dezember

STEFAN MARIA MARB: TIME CODES – EPHEMER

Glyptothek München | 20 Uhr | Tickets: 089 28927502 und Abendkasse

Die Glyptothek ist das erste und einzige öffentliche Museum der Welt, das allein der antiken Skulptur gewidmet ist. Der Münchner Butoh-Tänzer Stefan Maria Marb präsentiert hier wieder eine Performance: »Timecodes – Ephemere«, diesmal mit Livemusik des Cellisten Jost-H. Hecker. Und am 13. und 14. Januar zeigt Marb im Schwere Reiter sein Solo »Welten. Tänzer – eine Körperanthologie«, am 17. Januar beginnt dann Marbs Butoh-Atelier für Anfänger und Fortgeschrittene, das

sich mit dem Totentanz auseinandersetzt. Proben in der Tanztendenz münden in eine Aufführung in der Kirche St. Johann Baptist Ende März (Frühbucherrabatt bis 20. Dez., Info und Anmeldung: 089 7148848).

10.–18. Dezember

RIMINI PROTOKOLL: TOP SECRET INTERNATIONAL (STAAT 1)

Glyptothek München | wechselnde Einlasszeiten | Info und Tickets: www.muenchner-kammerspiele.de/inszenierung/top-secret-international-staat-1

Ganz anders erforscht wird der Raum zwischen den steinernen Zeugen der Glyptothek von Rimini Protokoll. In deren Geheimdienst-Aktion begegnet man Politikern, Agenten, Whistleblowern – und spielt vielleicht selbst eine Rolle in dem Spiel zwischen Beobachtung und Geheimnissen.



»Spartacus«, getanz vom Bolschoi-Ballett | © E. Fetisova / Bolschoi

Männersachen

Beim Bayerischen Staatsballett studiert Juri Grigorowitsch seinen Sowjetklassiker »Spartacus« ein: ein Helden- und Soldatenstück.

KLAUS KIESER

Wer den Namen Spartakus außerhalb des Latein- oder Geschichtsunterrichts erwähnt, hat in aller Regel Monumentales im Sinn. Es gibt Stanley Kubricks grandiosen Historienfilm aus dem Jahr 1960 mit Kirk Douglas in der Titelrolle, legendär geworden wegen der Massenszenen und der konkreten Darstellung von Gewalt. Und es existiert ein Ballett, das mehr oder weniger als Inbegriff von Sowjetchoreografie gilt – für viele das Paradewerk des Bolschoi-Balletts.

Dieses »Spartakus«-Ballett stammt von Juri Grigorowitsch, Jahrgang 1927, der von 1964 bis 1995 das Bolschoi-Ballett leitete, es also, wenn man so will, von der Eiszeit des Kalten Krieges ins Tauwetter von Glasnost und Perestroika führte. Grigorowitsch war ein Apparatschik, ein Mann des kommunistischen Systems, der wusste, was er abzuliefern hatte. Zum Beispiel im Jahr 1968, als zum 50. Jahrestag der Oktoberrevolution ein dem Anlass würdiges Ballett präsentiert werden musste. Grigorowitsch griff auf »Spartakus« zurück, ein Ballett mit Musik von Aram Chatschaturjan, das 1956 in St. Petersburg von Leonid Jakobson (1904–1975) zum ersten Mal auf die Bühne gebracht worden war und das Jakobson 1962 beim Bolschoi-Ballett einstudiert hatte. Grigorowitsch schuf eine Fassung in drei Akten und überarbeitete auch die Partitur von Chatschaturjans effektvoller Musik.

Das Thema dieses Balletts schrie geradezu danach, von der sowjetischen Kunst vereinnahmt zu werden: der von Spartakus angeführte Sklavenaufstand im Römischen Reich, der sogenannte dritte Sklavenkrieg, 73 v. Chr. brach Spartakus, Sklave und Gladiator, mit Mitstreitern aus einer Gladiatorenschule

aus und versammelte jede Menge Sklaven und verarmte Bauern um sich; diese Truppe zog plündernd erst nach Norden, dann nach Süden und bedrohte somit die Ordnung im Römischen Reich. Vom Senat entsandte Heere konnte Spartakus' Rebellenarmee schlagen; erst 71 v. Chr. gelang es einer zahlenmäßigen Übermacht römischer Legionen, Spartakus und seine Mannen an der kalabrischen Küste in die Enge zu treiben und in einer Entscheidungsschlacht zu besiegen. Spartakus fiel, 6000 Gefangene wurden gekreuzigt.

Gesicherte Fakten über den historischen Spartakus sind spärlich. Trotzdem ernannte ihn Karl Marx zu einem »wahren Vertreter des römischen Proletariats«. Zwischen 1914 und 1918 berief sich der Spartakusbund auf den römischen Sklavenanführer, ein Zusammenschluss pazifistischer Sozialisten um Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht. Damit begann die Vereinnahmung des Spartakus durch den Kommunismus, der ihn als einen frühen Klassenkämpfer bewunderte und als Beleg für Marx' Theorie von der Unausweichlichkeit der Diktatur des Proletariats benutzte. Eine Symbolfigur war geboren.

Und noch dazu eine, die sich auch als Mann edel und gut darstellen lässt. So zeigt das Ballett Spartakus als fürsorglichen, treuen Gefährten seiner Ehefrau Frigija (Phrygia). Klar, dass die Handlung durch Aufmärsche, Gladiatorenspiele, Schlachtengetümmel sowie Mord und Totschlag geprägt ist. Dazu braucht es im wahrsten Sinne des Wortes Manpower, kraftvoll und derb – Spartakus' Kampf ist keine feinsinnige Reflexion über Freiheit.

Das Bolschoi-Ballett hat »Spartakus« (oder »Spartacus«, wie es international angekündigt wird) immer gern auf seine Tourneen in den Westen mitgenommen und per DVD unter das Volk gebracht. Zuschauer und Tanzkritiker goutierten das Museumsstück vor allem wegen der physischen und technischen Herausforderungen, die an den Tänzer der Titelrolle gestellt werden. Nun wird das Ballett zeitgleich von zwei Kompanien in Staaten des früheren Klassenfeinds präsentiert, vom Bayerischen Staatsballett unter seinem neuen Direktor Igor Zelensky und fünf Wochen später vom Königlichen Ballett von Flandern.

Schade eigentlich, dass man in München nicht versucht hat, die »Spartakus«-Choreografie Jakobsons von 1956 auszugraben – das hätte elegant zur viel gepriesenen Tradition des Ensembles gepasst, Meisterwerke aus russischen Landen mit Akribie und quellenkundlichem Spürsinn zu rekonstruieren. Jakobsons Werk muss ungewöhnlich gewesen sein, schien er seine Bewegungen von der zweidimensionalen Bildhaftigkeit römischer Reliefkunst abgeleitet und darüber hinaus eine Verbindung von Ballett und expressivem Tanz angestrebt zu haben. Dieses Experiment wiederzubeleben, das wäre ein Coup! ||

SPARTACUS

Nationaltheater | 22. Dez. (Premiere) | 19 Uhr | 23., 25., 29. Dez., 3., 6., 11. Jan., 4., 6., 10. März, 8. April (wechselnde Anfangszeiten) | www.staatsballet.de



Zur Wiedereröffnung der Monacensia

Elisabeth Tworek
DAS LITERARISCHE MÜNCHEN ZUR ZEIT VON THOMAS MANN
Zwischen Boheme und Exil
256 S., durchg. farbig bebildert, Hardcover
ISBN 978-3-7917-2761-5, € (D) 28,-

Ein faszinierendes Buch zur neu konzipierten Dauerausstellung!

kleine bayerische biografien

Bayerische Köpfe, spannende Geschichte(n)

DIE MANNs. Der ‚Zauberer‘ und seine Familie
144 S., 21 Abb., kart., ISBN 978-3-7917-2521-5, € (D) 12,95
auch als eBook

LUDWIG THOMA. Der zornige Literat
152 S., 21 Abb., kart., ISBN 978-3-7917-2445-4, € (D) 12,95

KARL VALENTIN. Der grantige Clown
160 S., 23 Abb., kart., ISBN 978-3-7917-2309-9, € (D) 12,95

verlag-pustet.de

Telefon 0941 / 92022-0
Telefax 0941 / 92022-330
bestellung@pustet.de



VERLAG FRIEDRICH PUSTET

Werners Ernst

Der Cellist Ernst Reijseger vertont die Filme von Werner Herzog. Und nicht nur das.

RALF DOMBROWSKI

Die andere Seite des Ernst Reijseger heißt »The Volcano Symphony« und ist das erste orchestrale Großwerk des holländischen Cellisten. Es hat ihn lange beschäftigt, mehr als ein halbes Jahr, bis er im Juni dieses Jahres Aarón Zapico und dem von ihm geleiteten Barockorchester Forma Antiqua die Partituren zur Umsetzung vorlegen konnte. Aber die Mühe hat sich gelohnt, denn die vulkanische Symphonie ist ein faszinierend klangdichtes und atmosphärisch konzentriertes Suitenwerk in elf Teilen, das in Verknüpfung der Sopranstimme von Eugenia Boix und der Schichtungen, Harmonisierungen und Texturen des Ensembles sich vor der Urgewalt des Natürlichen und deren Schattierungen verneigt.

Für Ernst Reijseger ist dieses Spiel mit Reduktion und Opulenz einerseits Neuland, knüpft aber auf der anderen Seite auch an eine langjährige Erfahrung in der vielfarbigen Arbeit mit Filmen an. Denn seit 2004 kümmert er sich als Musikvertrauter und manchmal Widerpart von Werner Herzog um die Vertonung von dessen Filmen, wie auch aktuell beim Soundtrack zu »Salt & Fire« (Rezension siehe S. 19). Es ist eine he-

rausfordernde Auseinandersetzung mit ästhetischen Inhalten, die viele Ebenen hat. »Ich kann diese Arbeit in mehrere Stücke aufteilen«, erklärt Reijseger mit Blick auf die Unterschiede zu seinen rein musikalischen Aktivitäten, die ihn sowohl in die Gefilde der Improvisation wie der zeitgenössischen Klassik und der Performancekunst führen. »Zum einen gibt sie mir eine neue, veränderte Plattform, mich auszudrücken, für meine gesamte Musik, egal ob sie nun im Film erscheint oder nicht. Ich denke immer an Musik, an Besetzungen, an Leute, mit denen ich etwas machen wollte. Und zum anderen ist die Disziplin grundverschieden vom Konzertspielen. Für »Salt & Fire« beispielsweise gab es ein Budget, das es mir ermöglichte, Kollegen wie den Flötisten Erik Bosgraaf und den Akkordeonisten Luciano Biondini einzuladen, was mir sonst kaum möglich gewesen wäre. Wir haben diesmal tatsächlich fast alles direkt zur Leinwand gespielt, in München in einer Kirche.«

Risiko und Erfolg hängen dabei eng zusammen. Üblicherweise werden Filme zunächst mit Layer-Musik aus dem Computer unterlegt, was für den ersten Klangeindruck hilft, allerdings

oft auch festlegt. Für einen Regisseur heißt es dann, die Distanz zu dem Konservenvorschlag zu wahren, was selbst Profis nicht immer gelingt. Werner Herzog und Ernst Reijseger jedoch begegnen sich mit großen künstlerischem Grundvertrauen, und so ist auch die Musik Teil des Schaffens-, nicht nur des Produktionsprozesses: »Es gibt eine gewisse Synchronizität. Werner erzählt viel von seinem Projekt, diesmal habe ich den quasi fertigen Film erst kurz vor der Aufnahme gesehen. Manchmal gibt es Streit, es gibt alles, Werner neigt ein wenig zur Ungeduld. Es muss ja oft erst einmal geprobt werden, bis der von mir und von den Musikern erträumte Sound entsteht. Und natürlich ist es sein Film, er hat die Wahl. Aber am Ende hat er auch bei »Salt & Fire« sehr viel von dem übernommen, was wir angeboten haben.« Dem Film tut diese Arbeitsweise gut, der Musik auch. ||

ERNST REIJSERGER

Salt & Fire / The Volcano Symphony | Winter & Winter
www.winterandwinter.com

Musik der Toleranz

Quadro Nuevo und die Münchner Symphoniker reisen musikalisch zur Weihnachtszeit bis in den Orient.

CHRISTINA BAUER

Der Weihnachtstraditionen sind viele, und Quadro Nuevo hat schon eigene hinzugefügt. Etwa die, regelmäßig Programme mit neu arrangierten Liedern der Adventszeit vorzustellen. Das aktuelle und inzwischen dritte bezieht besonders Einflüsse aus dem Vorderen Orient ein. »Die Weihnachtsgeschichte weist in diese Region«, konstatiert der Saxofonist und Kopf der Gruppe Mulo Francel. »Daher haben wir probiert, was wir von dort musikalisch einbauen können.« Kaum ein Ensemble wäre dafür geeigneter als die vier weit gereis-

ten Münchner und Münchnerinnen. In den 20 Jahren ihres Bestehens holten sie sich gerne Inspiration vor Ort, sei es in Israel oder Jordanien, Antiochia oder Ägypten. Andere Projekte führten sie nach Frankreich, dem Land der Valse Musette, Italien, der Heimat der Canzone, und Argentinien, zu den Ahnen des Tangos. Was sie musikalisch vorfanden, integrierten Quadro Nuevo in ihr System und übertrugen es auf die charakteristische Instrumentierung des Quartetts. Sie verbindet Francels seelenvollen Saxofon mit Andreas Hintersehers vielschichtigem Akkordeonspiel, den Saitenklängen von Evelyn Huber an der Harfe und D.D. Lowka am Bass, bei Bedarf ergänzt um nahöstliche Perkussion, Piano oder Mandoline und eine Prise Jazz.

Gute Voraussetzungen, um auch aus dem Fundus der Weihnachtsmusik etwas Markantes zu kreieren. Vormalige Programme widmeten sich unter den Titeln »Weihnacht« und »Bethlehem« mit viel Erfolg unter anderem jiddischen und osteuropäischen Liedern. Die Awards häuften sich, was die Neugier der Künstler auf



Liedersammler, Musikreisende, Soundexperten: Quadro Nuevo © GLM Music

Anzeigen

Gasteig
Kultur für München

FESTLICHE MUSIK ZUM HEILIGEN ABEND

24.12.2016
16:00 UHR | GASTEIG, PHILHARMONIE

SOPRAN KATJA STUBER
GUIDO SEGERS TROMPETE
ORGEL EDGAR KRAPP

Karten €18 / erm. €12 unter muenchenticket.de gasteig.de

theaterakademie
august everding

FLIGHT

Musiktheater von Jonathan Dove

VON 17. BIS 25. FEBRUAR 2017
PRINZREGENTENTHEATER

INFO & TICKETS
TEL. 089 2185 1970
WWW.THEATERAKADEMIE.DE

Münchner Rundfunkorchester | **HOCHSCHULE FÜR MUSIK UND THEATER MÜNCHEN**

weitere Möglichkeiten der Gestaltung anstachelte. Gerade in den letzten Jahren streckte Quadro Nuevo immer öfter die Fühler Richtung Kooperation aus. Es gab Projekte mit der NDR Radiophilharmonie und dem Blechbläserquintett Harmonic Brass, in Kürze folgt ein weiteres mit dem ägyptischen Ensemble Cairo Steps.

Da liegt es nahe, dass das neue Weihnachtsrepertoire mit einem Orchester aufwartet. Andreas Kowalewitz, Kapellmeister des Gärtnerplatz-Orchesters, leitet dafür die Münchner Symphoniker. Sie unterstützten Quadro Nuevo schon bei früheren Konzerten, und die Kooperation bewährt sich. Denn die Streicherpassagen klingen elegant und wunderschön, die Übergänge zwischen solistischen und orchestrale Parts sind stimmig, Improvisationen und Orchestrierung halten eine ganze Reihe ebenso wohlklingender wie unerwarteter Wendungen bereit. Als Arrangeur bringt Francel es zustande, dass sogar Ohrwürmer wie »Nun komm, der Heiden Heiland« und »Es ist ein Ros entsprungen« eine neue, einfallreiche Gestalt erhalten. Gemeinsam mit Andreas Hinterseher betätigte er sich außerdem als Komponist. So entstand die »Antiochia Suite«, das am stärksten orientalisches geprägte Stück des Repertoires. Das Motiv jener jahrtausendealten einstigen Metropole ist bewusst gewählt: »Diese Stadt steht für die Toleranz zwischen den Religionen, die wir uns erhoffen.« Und das wiederum ist eine Botschaft, die die Weihnachtszeit verträgt. ||

QUADRO NUEVO – MUSIC FOR CHRISTMAS NIGHTS

Philharmonie | 13. Dez. | 20.00 Uhr | Tickets: 089 54818181
www.quadronuevo.de

Altes Spiel mit neuer Richtung

Das Gärtnerplatztheater
aktualisiert in der
Reithalle Henry Purcells
»King Arthur«.



King Arthur (Simon Zigah, 3. v. r.) kämpft mit sich, mit Geistern und seiner Liebe zu Emmiline (Judith Rosmair, 5. v. r.) | © Christian Pogo Zach

Das Weib in der Machokratie

Das Duo Petrenko-Kupfer betont in Schostakowitschs
»Lady Macbeth von Mzensk« die Unterdrückung der Frau.

WOLF-DIETER PETER

Das gern verdrängte Thema Oper und Politik in Dmitri Schostakowitschs Musikdrama von 1934 führte prompt zu einem von Stalin angeordneten Aufführungsverbot und zur existenziellen Bedrohung des Komponisten. Denn die entlarvten gesellschaftspolitischen Strukturen widersprachen dem Leitbild des neuen »sowjetischen« Menschen: Die junge, leidenschaftliche Katerina erhofft sich von der Heirat in eine reiche Kaufmannsfamilie alles Glück. Doch der unter der Kuratel des herrschsüchtigen Patriarchen Boris stehende Ehemann Sinowi bleibt schwach, die Ehe kinderlos, und Boris demütigt Katerina, wo er nur kann. Sie beginnt daraufhin mit dem berechnenden Arbeiter Sergej ein Verhältnis und vergiftet Boris. Als Sinowi den Ehebruch entdeckt, wird er von dem Paar gemeuchelt, tritt jedoch bei dessen Hochzeit als Leiche wieder in Erscheinung. Auf dem Marsch in die Verbannung betrügt Sergej Katerina mit einer jüngeren Gefangenen, woraufhin sich die Gehörnte mit der Rivalin ins eisige Wasser stürzt.

In dieser »tragischen Satire« männerdominierter Machtstrukturen zeigen Schostakowitsch und Librettist Alexander G. Preis auch die Arbeiterschaft als dumpfe Masse, die Religion in Form eines saufenden Popen oder die Polizei als gelangweilt korruptionsbereite Apparatschiks. Erst im Schlussbild bekommt der Chor der Verdammten eine Klagemusik, die vom Elend der Verhältnisse anrührend tönt. Davor entlarvt die Musik das Geschehen mit harten Orchesterschlägen, grellen Blechbläserattacken, grotesk stampfenden Rhythmen, vermeintlich lyrischen Einzelstimmen, die symphonisch hochbrodeln und mit Knalleffekt abrupt enden. Regisseur Harry Kupfer und Dirigent Kirill Petrenko arbeiten vor allem das Leid Katerinas heraus. In sonst kaum zu erlebender Feinzeichnung modelliert der Maestro etwa das traurige Schlaflied Katerinas und hebt sacht die Piano-Linie des Solocellos hinüber zum Fagott. Im Kontrast fordert Petrenko mit geballter Faust die auch in vier Proszeniumslogen postierten Blechbläser zu fulminanten Fortissimo-Attacken. Die Vielfalt von Schostakowitschs gezielt polystilistischer Partitur wird im glänzend aufspielenden Staatsorchester weit gefächert, mit Hochspannung in engem Kontakt zu den Solisten und dem differenziert agierenden Chor (Einstudierung: Sören Eckhoff).

Solche Expressivität erreicht die Inszenierung nicht. Regisseur Kupfer hat sich von Hans Schavarnoch in eine stilisierte Fabrikhalle ein vielfältig beispielbares Metallsteg-Konstrukt bauen lassen, in dessen Zentrum eine auf vier Stelzen stehende triste Schlafkammer der »reichen« Katerina an Seilzügen mehrfach befremdlich hochgefahren, später durch eine Hochzeitstafel auf einem Hubpodium ersetzt wird, unter dem die Polizei auf modernen Bürostühlen hydraulisch erscheint. Personenregie und realistisches Musiktheater mit Abstraktion mischen sich nicht überzeugend, und prompt singt Anja Kampe hochengagiert, ist aber weder eine »Tränen«-Katerina



Katerina (Anja Kampe) sucht ihr Glück mit Sergej (Misha Didyk). Vergleichlich
© Wilfried Hösl

noch eine »Gänsehaut«-Lady Macbeth. Das perfekt besetzte Ensemble überragt Anatoli Kotschergas gekonnt rüder Boris. Der Sinowi-Tenor von Sergey Skorokhodov verkörpert das, Misha Didyks Sergej an Macho-Ausstrahlung fehlt. Doch fasziniert von Petrenkos Musikdramatik war das Premierenpublikum rundum begeistert. ||

LADY MACBETH VON MZENSK
Bayerische Staatsoper | 22. Juli 2017 | 19.00 Uhr
Tickets: 089 21851025 | www.staatsoper.de

Der bis heute verklärte britische Nationalheld Artus samt sagenumwobener Tafelrunde, ritterlichem Edelmut und Suche nach dem Heiligen Gral – kann man sich dem im 21. Jahrhundert anders nähern als Monty Python in »Die Ritter der Kokosnuss«? Erstaunlich ist beispielsweise, dass schon 1691 der englische Komponist Henry Purcell (1659–1695) nicht ein pompös donnerndes Staatsoperwerk schuf, sondern eine »semi-opera«. Das signalisierte nicht etwa »nur 50 % Gral« oder »die Hälfte der Arien«, sondern eine bunte Mischform aus meist elektrisierenden Instrumentalnummern, gefühlvollen Arien, viel Theatermaschinenzauber, populären Tanzeinlagen, vielfältigem Chorgesang und Sprechszenen, mit der Besonderheit, dass Götter, Geister und Volk singen, während königliche Menschen nur sprechen. Eine solche Vorlage inspirierte bislang Bühnenteams zu ironisierenden, geradezu kabarettistischen bunten Inszenierungen. Doch was der damals angesehene Dichter John Dryden als Librettist am Ende doch in eine Feier Britanniens und seines Königtums münden lassen wollte, weitete Henry Purcell zu einer Verbeugung vor humaner Herrschaft, treuer Liebe und liebevollem Besitzen aus.

Genau da setzt die grundlegende Bearbeitung von Regisseur Torsten Fischer, Herbert Schäfer sowie Vasilis Triantafillopoulos (Dramaturgie, Bühne und Kostüme) für das Gärtnerplatztheater an. Die ursprünglichen fünf Stunden Spieldauer wurden auf ein heute erträgliches Maß eingekürzt, die hierzulande und heute kaum verständlichen Bezüge auf »Angeln contra Sachsen – hin zu angelsächsischem Königtum« weggelassen. Im Zentrum steht vielmehr die »Menschwerdung« dreier Hauptfiguren: König Arthur findet durch Gefahr und Verlust-Ahnung zu Liebe und Zartheit. Der rivalisierende König Oswald muss erleben, dass Machtgier und daraus resultierende Brutalität ihn scheitern lassen. Und die von beiden geliebte, anfangs schwankende Emmeline ist zunächst blind, real und somit auch für die Muskelspiele der Männer. Erst die sehnsuchtsvoll-demütige Liebe von Arthur lässt sie am Ende »sehend« werden. Die bis heute aktuelle Erfahrung von Gewalt, Krieg und Tod veranlasst Regisseur Fischer und sein Team zu drei Einfügungen aus der Popkultur, die das ursprüngliche Szenario ergänzen. Da Librettist Dryden mehrmals die gleichen Wörter verwendet, haben Fischer und Mitübersetzer Herbert Schäfer in Emmelines Ahnung einer besseren, ja »himmlischen« Welt Zeilen aus John Lenons »Imagine« eingebaut. Dem stehen Zitate aus »The End« von den Doors gegenüber. Und bevor am Ende Venus ein utopisch liebevoll-glückliches Britannien besingt, lässt Fischer Emmeline den Eröffnungschor aus Luigi Nonos »Intolleranza 1960« sprechen: »Lebendig ist, wer wach bleibt / sich dem anderen schenkt / das Bessere hingibt / niemals rechnet ...« Damit ist Purcell in der Gegenwart, in der Reithalle angekommen. || wdp

HENRY PURCELL: KING ARTHUR

Gärtnerplatztheater in der Reithalle | 8. bis 18. Dez.
19.30 Uhr | Tickets: 089 21851960 | www.gaertnerplatztheater.de

Anzeige



Die Liebe, ein Risiko

Getanzter Schönberg zu Worten von Stefan George – die Studiobühne twm wagt ein Experiment.

INGRID LUGHOFFER

Arnold Schönberg vertonte 15 Gedichte aus Stefan Georges »Das Buch der hängenden Gärten« für Singstimme und Klavier, uraufgeführt wurde der Zyklus 1910 in Wien. Schon die ersten Klänge haben starke Bannkraft. »Gerade aufgrund seiner freien Atonalität treffen die Lieder das Publikum direkt und auf eine emotionale Weise«, erklärt Regisseurin Elli Neubert den Reiz, dieses Stück über eine zwischenmenschliche Beziehung sowohl musikalisch als auch tänzerisch-darstellerisch aufzuführen. »Die Sprache Georges arbeitet sehr synästhetisch, er berührt alle Sinne und vermischt sie sogar. Schönbergs Musik hält viele Assoziationen bereit. Das inspirierte mich zur Kombination der Künste.« Toneinspielungen von Gilles Möhl lassen verfremdete Naturgeräusche und menschliche Äußerungen wie Regen oder Flüstern hören und spielen zusammen mit eingefügten philosophisch-psychologischen Texten eine große Rolle.

Doch wie passt das in die Produktion, die im Rahmen der Studiobühne der Theaterwissenschaft München im HochX stattfindet? Das Ideal der romantischen Liebe ist fern, doch die Sehnsucht allgegenwärtig. Zwei Menschen treffen aufeinander, ihre intensiven Gefühle führen rasch zu einem Liebesverhältnis. »Die entwickelten Erwartungen entladen sich, doch die beiden werden bald von gegensätzlichen Ideen einer Partnerschaft gespalten. Sie hat Probleme mit dem klassischen Bild eines heterosexuellen Paares, er wiederum hat dafür kein Verständnis«, erläutert Neubert ihre Inszenierung. Ist eine dauerhafte Bindung realistisch oder überhaupt erwünscht? Folgt Trennung auf das schnelle Glück? Profunde Fragen, die ein kleines Team vielfältig umsetzt. Die Sopranistin Sara Zarrabi und Philipp Nitzl am Klavier singen und spielen live, Fee Niederhagen und Gabriel Ascanio Hecker verkörpern die Liebenden im Tanz. In ihrer Darstellung mit dem Fokus auf intuitive Bewegungen präsentieren sie immer wieder neue Facetten in den spannenden Szenen. Denn Liebe ist Risiko, wie dieser »assoziativ-atmosphärisch-ironische« Musiktheaterabend mit Schauspiel und Tanz zeigt. ||

MIT LÄCHELN MIT FLÜSTERN
Studiobühne twm im Hoch X | Entenbachstr. 27
16. bis 18. Dez. | 20 Uhr | Tickets: 089 54818181
www.laecheln_studiobuehne@gmx.de

Fee Niederhagen und Gabriel Ascanio Hecker tanzen den George
© Schönberg



Claus Reichstaller (l.) zeigt dem U.M.P.A. Jazz Orchester, wo es langgeht
© HMTM

Rotnase und Kastanie

Die Jazzer der Hochschule schlendern entspannt die Weihnachtsklassiker entlang.

KLAUS VON SECKENDORFF

Was soll man davon halten, wenn Claus Reichstaller »Jazz in Concert 2016/17« folgendermaßen begründet: »Wir wollen einmal im Jahr auch drüben in der Arcisstraße so richtig Flagge zeigen.« Reichstaller ist seit 2009 Chef des Jazz Instituts und dieses seit 2008 eine Abteilung der Münchner Musikhochschule in – genau: der Arcisstraße 12. Von »drüben« spricht der Trompeter mit Professur und Leitungsfunktion, weil sein 25 Jahre altes Institut aus der Jazzabteilung des Richard-Strauss-Konservatoriums hervorgegangen ist. Und das war schon immer im Gasteig angesiedelt. Klar also, dass Jazzstudenten in der Regel zur Rosenheimer Straße 5 pilgern, wo der meiste Unterricht stattfindet, die Ensembleproben und zahllose die Auftrittsroutine fördernde Konzerte.

Weniger klar ist, warum der alljährliche Arcis-Abstecher »Jazz in Concert«, der 2016 schon traditionell Anfang Februar stattfand, nun noch einmal als Ausgabe »2016/17« angekündigt wird. Letztlich ist daran der 2011 verstorbene Kurt Maas schuld, bis 2008 Leiter der Jazzabteilung. Seit drei Jahren gibt es nämlich einen nach ihm benannten Jazz Award und der wiederum wird Mitte Februar 2017 mit großem Preisträgerkonzert verliehen. Also hat man die 2017er-Ausgabe vorverlegt, mitten in die Weihnachtszeit, was nicht ohne Folgen für das Programm blieb. Denn die meisten Songs, mit denen das Vorzeigensembel der Hochschule namens U.M.P.A Jazz Orchestra – neben kleineren Ensembles wie dem der Sängerin Lotte Friederich – Attraktion des Abends sein wird, sind Weihnachtsklassiker: Mahalia Jacksons »Joy To The World«, verhunzt nicht nur von Boney M., das britische »God Rest Ya Merry Gentlemen«, hundertfach variiert sogar von Metalbands oder Billy Idol. Oder streicherlastig hat auch schon James Brown die »chestnuts« im »open fire« roasten lassen. Aber man darf vermuten, dass sich die U.M.P.A.s eher an Nat King Cole orientieren werden oder daran, wie Harry Connick Jr. den Song für sein »Christmas Album« arrangiert hätte, wäre ihm nicht das rotnasige Rentier Rudi wichtiger gewesen. ||

JAZZ IN CONCERT
Großer Konzertsaal der Musikhochschule | 16. Dez. | 19 Uhr
Tickets: 089 54818181 | jazz.musikhochschule-muenchen.de

Heilig's Blechle!

Von der Straße auf die Bühne – Moop Mama sind Münchens Party-Brass-Kapelle Nummer eins.

DIRK WAGNER

Eine Handvoll Straßenmusiker mit unverstärkten Gitarren bewirkte 1962 in München wegen massiven Einschreitens der damaligen Polizei die sogenannten Schwabinger Krawalle. Jahrzehnte später unterbinden die Gesetzeshüter noch immer unangemeldete Guerilla-Konzerte im Englischen Garten oder in Münchner U-Bahn-Stationen. Die in München gegründete Formation Moop Mama, die mit ähnlichen spontanen Aktionen unter freiem Himmel deutlich lauter als jene Ahnen von 1962 die Frage provoziert, wem der öffentliche Raum eigentlich gehört, erlebten nach Interventionen durch die Polizei aber keine Straßenschlachten mehr. Vielmehr hätten sich einige Beamte nach den dienstlichen Formalitäten schon mal persönlich interessiert den Bandnamen notiert und sich nach deren weiteren Konzerten erkundigt, erzählt Saxofonist Marcus Kesselbauer. Mit zwei Mitgliedern der Münchner Hip-Hop-Crew Creme Fresh gründete er 2009 jene zehnköpfige Marschkapelle, zu der MC Keno wegen der gewünschten Straßentauglichkeit und Mobilität des Ensembles von einem Megafon verstärkt rappt.

Zur Bewerbung ihres neuen Albums »M.O.O.P. Topia« samt der Single »Die Erfindung des Rades« mutierte die Band heuer sogar zur Radler-Kapelle, die zwei Wochen lang umweltbewusst auf selbst gebauten VMX Bikes tourte. Denn auch hier gilt, was MC Keno im Song »Meermenschen« am gängigen Umgang mit flüchtigen Menschen kritisiert: »Ich kann lang hier stehen und reden, doch am Ende kommt es nur auf die Taten an.« Aktiv unterstützt werden Moop Mama auf Konserve von weiteren Hip-Hop-Stars wie dem Hamburger Rapper Jan Delay, in dessen Vorprogramm sie schon beim Tollwood Festival die Party machten. Und auch die jüngst aufgelösten Szenegrößen Blumentopf kamen auf dem Album ein letztes Mal als Gäste zu Ehren. Live hingegen darf Kollege Marz als Support mit auf die Bühne der Muffathalle kommen. Mit reichlich Blech und noch mehr Stimmung wird es dann zur Sache gehen, denn bislang waren Moop Mama um keine Party verlegen. Daran wird sich auch an einem vierten Advent nichts ändern. ||

MOOP MAMA
Muffathalle | 17./18. Dez. | 19.00 Uhr | Tickets: 089 54818181
www.muffatwerk.de

Das Münchner Spaß- und Brasskollektiv Moop Mama
© Muffathalle (2)





Echter Müllmann trifft echten Gesang im Schwere Reiter | © Peter Schinzler

Cowboy, Finne und Berliner

Der Gitarrist Kalle Kalima schlendert jazzend durch einen imaginären Wilden Westen.

Kalle Kalima sägt und schreddert, rekonstruiert und verknüpft. Der in Berlin lebende finnische Gitarrist liebt das Experiment, aber nicht um seiner selbst willen. Er sucht vielmehr nach Spielwiesen, Seitenlinien, Mauerblümchen des Jazz, die er aus individueller Perspektive betrachten kann. Anarchisch-Rockiges zum Beispiel mit der Band Kuu!, den Popsound der Sechziger zusammen mit dem Multiinstrumentalisten Jimi Tenor oder auch Klassiker des Folk, die er sich mit den »Glorreichen Sieben« vornimmt. Da kommt ihm schon einmal ein »Heart Of Gold« aus der Evergreen-Tasche Neil Youngs in die Finger, und von dort war der Weg auch nicht weit zu »High Noon«, seinem aktuellen Trio-Album. »Als Teenager hatte ich einen Gitarrenlehrer, der mir Country & Western näherbrachte,« erzählt Kalima von den Ursprüngen des Projekts. »Das hat mit sehr gefallen, und seither habe ich solche Stücke für mich immer wieder gespielt, bis schließlich ein eigenes Programm daraus wurde. Dabei geht es um die Konzentration auf das Wesentliche. Das Album soll ein Road Trip sein, konzeptionell dicht, eine Art »Kind Of Blue« des Country-Jazz«. Ein Vergleich, der bei Kalle Kalima auch ein Augenzwinkern einschließt. Denn zum einen ist der mit »High Noon« Teil eines Trends, der mit Kollegen wie Bill Frisell anfing, der sich in den Neunzigern nach Nashville orientierte, und inzwischen sogar John Scofield dazu brachte, improvisierend über das Land der alten Country-Männer zu sinnieren. Darüber hinaus versucht Kalima einen Bogen von finnischen Volksliedern und Jean Sibelius über »Ghost Riders In The Sky« bis hin zu Dimitri Tiomkin zu schlagen, der als Exilrusse in Hollywood den Sound zu Westernfilmen komponierte. Zusammen mit Bassist Andreas Lang und Drummer Max Andrzejewski stellt er sich in der Unterfahrt als fröhlicher Verknüpfder der Stile vor, rau und kantig, elegant und verschmitzt. Ein Gitarrist der unbegrenzten Möglichkeiten. || rd

KALLE KALIMA

Jazzclub Unterfahrt | 20. Dez. | 21 Uhr | Tickets: 089 4482794
www.unterfahrt.de

Sieht harmlos aus, kann aber stilvoll lärmern: Kalle Kalima
© Ralf Dombrowski



Hoffnung in Orange

Das Team Béjar-Potulski verknüpft im Schwere Reiter Musik und Müllabfuhr zur Oper »Die Stadt«.

RALF DOMBROWSKI

Schwierig wird es, wenn sie ausfallen. Dann verliert eine Stadt ihr Gesicht und entwickelt sich in rasanter Geschwindigkeit zurück in Richtung Mittelalter, als man den Unrat auf die Gassen warf. Tatsächlich tragen Müllmänner maßgeblich zur Aufrechterhaltung des kulturellen Fundamentes bei, und so liegt die Idee eigentlich nahe, sie auch in das Zentrum kultureller Projekte zu stellen. Die Komponistin Névida Béjar und der Regisseur Björn Potulski belassen es aber nicht dabei, sich nur mit dem Thema des Urbanen aus der Perspektive institutionalisierter Reinlichkeit zu beschäftigen, sondern sind direkt an den Abfallwirtschaftsbetrieb München herangetreten mit der Frage, ob es in den Reihen der Angestellten auch Mitarbeiter gebe, die sich gestaltend auf die Bühne stellen würden. Auf diese Weise kam ein gemischter Chor der Münchner Müllabfuhr zustande, der zusammen mit der Solosängerin Marie Brandes, der Schauspielerin Allriza Karadeniz, dem Schlagzeuger Jay Lateef und der Keyboards spielenden Komponistin selbst im Schwere Reiter die Oper »Die Stadt« uraufführt.

Damit aus der Idee an sich auch eine tragfähige Handlung wird, haben Béjar und Potulski das Thema mit einer mythischen Ebene verknüpft, in der das Gilgameschepos den gleichnamigen Herrscher, Despoten und Sinnsucher der mesopotamischen Metropole Uruk mit allerlei Versuchungen und Katastrophen bis hin zu einer Sintflut konfrontiert, nach deren Ende er mit altem Wissen eine neue Ordnung entstehen lassen kann. Hier kommt dann auch die Müllabfuhr als Bewahrer der kulturellen Stabilität und Beschützer vor zukünftigen Fluten ins Spiel. Die Arbeitsweise des Teams Béjar-Potulski setzt dabei auf die Grenzüberschreitung von Theater und Musik, von professioneller Betreuung und Darstellern, die auf die Bühne Teile ihrer realen Biografie mitbringen. Das führte schon zu Opern wie »This New Ocean« mit Piloten und Flugbegleitern internationaler Airlines und mündet nun in »Die Stadt« als Zivilisationsparabel mit dem Chor der Münchner Müllabfuhr. ||

DIE STADT – OPER FÜR EINEN CHOR DER MÜNCHNER MÜLLABFUHR, JAZZSÄNGERIN, SYNTHESIZER UND SCHLAGZEUG

Schwere Reiter | Dachauer Str. 114 | 14. bis 18. Dez. | 20 Uhr
Tickets: 089 21898226 | www.schwerereitermusik.de

Ein wenig Underground auch in München, im Partykeller Sunny Red
© Soyilent gelb

Für immer Irokese

Seit zwei Jahrzehnten hat der Münchner Punk bei »Soylent Gelb« eine Heimat. Ein Grund zum Feiern.

DIRK WAGNER

Kaum hatten in New York die Ramones ihr Debütalbum veröffentlicht, riefen die Sex Pistols 1976 lärmend die »Anarchy In The UK« aus. Zusammen mit The Clash und The Slits starteten sie damit vor vierzig Jahren eine europaweite Punkbewegung, die auch ein wenig in München wütete. Doch wegen der örtlichen Distanz zu den bald schon vernetzten deutschen Punkaktivisten in Hamburg, dem Ruhrgebiet und Berlin konnten die Münchner Musiker sich bundesweit kaum behaupten, obwohl hier zum Beispiel die Marionetz ihren Frust erstmals auch in deutscher Sprache herausbrüllten. Als Robert Graf und Klaus Suchanek zwanzig Jahre später im Feierwerk die Punkveranstaltungsreihe Soylent Gelb initiierten, sammelte sich dort daher eine Punkszene, die selbst Münchner kaum in ihrer Stadt vermutet hätten.

Optisch würde man den Veranstaltern ihre Punkbegeisterung übrigens nicht ansehen. Auch musikalisch sind die beiden mit zahlreichen Ausflügen in Metal und Grunge keine Genrepuristen. Wer aber erleben durfte, wie auf deren Festivals auch mal ein Punk blankzog, um einzig mit Springerstiefeln bekleidet in einer schwitzigen Meute zu Condom zu pogen, weiß: Soylent Gelb kann auch ohne Schlagzeilen exzessiv sein. Vor allem aber ist die Veranstaltungsreihe ehrlich. Fanfreundliche Eintrittspreise etwa wurden nie auf Kosten der Bands ausgehandelt. Lieber verzichteten die Veranstalter auf Mehreinnahmen und freuten sich mit ihren Besuchern über einen kulturellen Gewinn.

Denn ein solcher sind die vielen jungen und alten Bands, aber auch die Besucher, die generationenübergreifend ein Punkbewusstsein leben, das eigenverantwortlich Alternativen des gesellschaftlichen Zusammenseins auslotet. Das 20-jährige Jubiläum von Soylent Gelb wird nun am 4. Januar im Sunny Red gefeiert. Dort spielen dann Kentucky Schreit, T-Bone & The Scallywags, The Heisenberghs und Acht Bier Später. Und zuvor veranstaltet Soylent Gelb am 23. Dezember traditionell das Weihnachtsspecial »Jumpin' Round The X-Mas-Tree 2016« in der Garage Deluxe (Optimolwerke) mit Professor Grabowski, Subnotes, Jadeapes und Bullhead. ||

20 JAHRE SOYLENT GELB

Sunny Red – Feierwerk | 4. Jan. 2017 | 19.30 Uhr
Tickets: 089 724880 | www.brombeershop.de

IMPRESSUM

Herausgeber Münchner Feuilleton UG
(haftungsbeschränkt)
Breisacher Straße 4 | 81667 München | Tel.: 089 48920971
info@muenchner-feuilleton.de | www.muenchner-feuilleton.de

Im Gedenken an Helmut Lesch und Klaus v. Welser.

Projektleitung | V.i.S.d.P. Christiane Pfau
Geschäftsführung Ulrich Rogun, Christiane Pfau
Vertrieb Ulrich Rogun
Druckabwicklung Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG, |
www.ulenspiegeldruck.de

Gestaltung | Layout | Illustrationen Susanne Gumprich,
Monika Huber, Jürgen Katzenberger, Uta Pihan

Redaktion Thomas Betz, Ralf Dombrowski, Gisela Fichtl,
Gabriella Lorenz, Chris Schinke, Christiane Wechselberger

Autoren dieser Ausgabe Franz Adam (fad),
Christina Bauer (chb), Thomas Betz (tb),
Ralf Dombrowski (dom), Thomas Endl (the), Gisela Fichtl
(gf), Cornelia Fiedler (cf), Sofia Glasl (sog),
Petra Hallmayer (ph), Sven Hanuschek (sha),
Simon Hauck (sih), Günter Keil (gük), Klaus Kieser (kk),
Thomas Lassonczyk (tl), Stephan Lessenich,
Sabine Leucht (sl), Gabriella Lorenz (lo), Ingrid Lughofer (il),
Hannes S. Macher (hsm), Franziska Mayer (fma),

Wolf-Dieter Peter (wdp), Christiane Pfau (cp), Matthias
Pfeiffer (mpf), Tina Rausch (tra), Chris Schinke (cs),
Klaus von Seckendorff (kvs), Anna Steinbauer (ast),
Erika Wäcker-Babnik (ew), Dirk Wagner (dwa),
Christiane Wechselberger (cw), Florian Welle (fwe)

Mit Autorennamen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung
des Autors wieder und müssen nicht unbedingt die
Meinung der Redaktion und der Herausgeber widerspiegeln.

Auflage 25 000

Das Münchner Feuilleton im Abonnement
(jährlich 11 Ausgaben, Doppelnummer August/September)

Wählen Sie Ihr persönliches Abo:
Förder-Abo 50 Euro | Basis-Abo 25 Euro
Abo-Bestellung: Tel. 089 48920971
info@muenchner-feuilleton.de oder direkt über
www.muenchner-feuilleton.de

Individuelle Unterstützung: Sie können das Münchner
Feuilleton auch durch Überweisung eines individuellen
Betrags auf unser Konto (Stichwort »individuelle Zahlung«)
unterstützen. Herzlichen Dank!

Bankverbindung Münchner Feuilleton UG
IBAN: DE47 7019 0000 0001 2784 44 | BIC: GENODEF1M01



Carlo Scarpa. La Tomba Brion, San Vito d'Altivole | © Foto Klaus Kinold, 1985

Klaus Kinold Goldenes Fries

Neben dem alten Friedhof von San Vito d'Altivole im Veneto hat der Architekt Carlo Scarpa zwischen 1969 und 1976 einen Friedhof für die Industriellenfamilie Brion errichtet. Scarpa (1906–1978) war vom Jugendstil, der Raumkunst der Wiener Werkstätten, von Frank Lloyd Wright und Louis Kahn, aber auch von der japanischen Architektur und Gartenkunst beeinflusst, sah sich selbst aber immer eher als Künstler denn als Baumeister. Auf einem 2000 Quadratmeter großen, L-förmigen Feld schuf Scarpa eine Anordnung von Bauelementen, die auf den ersten Blick an eine eigentümlich kunstvolle Bunkeranlage denken lassen, umschlossen von einer nach innen geneigten Mauer, die unüberwindbar scheint. Über den Grabstätten der Eltern, Onorina und Giuseppe Brion, wölbt sich ein enormes Blatt aus Beton. Die Kapelle ist ein puristischer Zufluchtsort, die Grabstellen der übrigen Familienmitglieder werden von einem Betonzelt überdacht. Ein Meditationshof mit Wasserbecken zwingt zum Innehalten. Treppen und Tore führen durch das Gelände, das sich auf verschiedene Ebenen erstreckt, durchzogen von Wasserläufen. Eine der schönsten Stellen auf dem ganzen Areal ist die Mauer mit dem goldenen Rand. »Architektur muss kostbar sein«, befand Carlo Scarpa. Je sparsamer der Einsatz von Ornamenten, desto intensiver, beglückender und berührender die Wirkung.

Der Münchner Fotograf Klaus Kinold hat die Kraft, die Scarpas Grabanlage innewohnt, mit präziser, aufmerksamer, zugewandter Sachlichkeit eingefangen. Sein Erstaunen über das große Ganze ebenso wie über die Baudetails vermittelt sich dem Betrachter der großformatigen Fotos unmittelbar. Die Tomba Brion zeigt sich in Kinolds Bildern von 1985 als ein Ort, der dem Besucher mit seiner fernöstlich anmutenden Zurückhaltung und der gleichzeitigen bombastischen Massivität einiges abverlangt. Wie wohltuend sind da die Gänseblümchen im Gras, das fließende Wasser und schließlich das goldene Fries, das wie ein Zeichen des Trostes, wie ein Wegweiser die Mauer abschließt. Die Sufis sagen: »Das Leben ist ein Traum, und der Tod ist das Erwachen.« Carlo Scarpa starb zwei Jahre nach der Fertigstellung des Friedhofs. Er wurde ganz unauffällig auf dem Areal beerdigt. Aber wer genau hinsieht, wird ihn dort finden. || cp

LA TOMBA BRION – CARLO SCARPAS MEISTERWERK IN FOTOGRAFIE VON KLAUS KINOLD

Galerie Walter Storms | Schellingstr. 48 | bis 23. Dezember
Dienstag bis Freitag 11–18 Uhr, Samstag 11–16 Uhr
<http://storms-galerie.de>

Einer kriegt sie alle

Gleich mit zwei Filmen ist Werner Herzog im Dezember vertreten. Einen gibt's im Kino, den anderen auf Netflix zu sehen. Wir sprachen mit dem Kultregisseur über Chemie bei der Besetzung, Ufos in Bolivien und sein Geheimnis, wie er auch die ganz großen Stars für seine Filme gewinnt.



Ganz klassisch im Kino, fremdelt aber auch nicht mit neuen Vertriebswegen: Werner Herzog | © Simon Hauck

Mit welcher schauspielerischen Performance konnte Sie Veronica Ferres derart überzeugen, dass Sie ihr die Hauptrolle in Ihrem neuen Spielfilm »Salt and Fire« angeboten haben?

Es ist so, dass ich das gar nicht im Einzelnen benennen könnte, aber ich hatte sie seit sehr vielen Jahren auf dem Radar und hatte immer das Gefühl: Die ist unterfordert. Und ich glaube, es gehört eben zu meinem Beruf, zu sehen: Da ist jemand, der hat etwas in den Knochen, da ist viel mehr noch da, als man bisher gesehen hat!

Sie ist zugleich auch Mitproduzentin Ihres Films.

Wir hatten da eh schon länger über ein Projekt gesprochen, das sich dann durch »Salt and Fire« endlich realisieren ließ: Jetzt war die Chance da – und dafür war sie auch genau die richtige Wahl.

Zusammen mit ihr haben Sie nach »Queen of the Desert« mit Nicole Kidman erneut mit internationalen Schauspielgrößen gedreht: Wie schaffen Sie das immer wieder ohne großes Budget im Rücken?

Die Frage für mich bei der Besetzung lautete: Wer passt von der Chemie her am besten zu Veronica Ferres? Sie wird ja im Film gekidnappt. Da war für mich schnell klar: Das muss unbedingt Michael Shannon machen. Der ist aus meiner Sicht der Beste in seiner Generation. Zusammen vielleicht mit Joaquin Phoenix.

Mit dem Sie ja ebenfalls schon mehrfach drehen wollten, weil er alles mitbringen würde für eine Hauptrolle in einem Werner-Herzog-Film ...

Den habe ich in der Tat schon sehr lange im Visier. Es hat sich leider bisher nie eine richtige Rolle für ihn ergeben, und dann war er im nächsten Moment entweder beschäftigt oder, ich sag's mal vorsichtig: erkrankt. Trotzdem sind die Schauspieler, das wissen sie auch, bei mir immer besser als irgendwo anders. Das betrifft Kinski, das betrifft Nicolas Cage, das betrifft Nicole Kidman: Das betrifft sie eigentlich alle! Nicolas Cage war beispielsweise nie besser als in »Bad Lieutenant«.

Die Kontaktaufnahme mit Ihnen als Handygegner war allerdings gar nicht so leicht. Sie fremdeln ja etwas mit den modernen Kommunikationsmedien.

Das stimmt so nicht! Sie können mich oder meinen Bruder innerhalb weniger Sekunden über meine Website kontaktieren. Und am Ende erreicht mich das Wichtige schon, keine Sorge. Dann antworte ich auch sofort bzw. eben mit neun Stunden Zeitunterschied. Im Grunde nutze ich das Internet schon auch zum E-Mail-Schreiben.

Zudem haben Sie gerade Ihre filmischen wie literarischen Arbeiten und Materialien der Deutschen Kinemathek in Berlin und dem Filmmuseum München übergeben, wo auch im Oktober zum ersten Mal der »Werner-Herzog-Filmpreis« verliehen worden ist. Warum eigentlich? Preise sind in Ihren Augen doch total überflüssig.

Es war ein langer Prozess, an dessen Ende ich entschied, ich gebe alles, was ich habe, in die Stiftung. Eine Stiftung ist für mich wie eine Festung. Die soll allerdings auch nicht einfach nur herumsitzen und vor sich hin dröseln. Deshalb bin ich sehr froh, dass sie ihren physischen Sitz unter dem Dach des Münchner Filmmuseums hat, das ich sehr schätze. Natürlich setzen wir mit diesem Preis auch auf Aktivität: Er kann für die Leistung eines Regisseurs verliehen werden, an einen Kameramann, einen Schauspieler, an wen auch immer. Es muss aber in gewisser Weise innovativ sein, und der Preisträger muss eine besonders große und mutige Vision haben.

Im Filmmuseum wurde zum Abschluss des Werner-Herzog-Filmpreis-Wochenendes auch Ihre zweite neue Produktion zum ersten Mal in Deutschland gezeigt: »Into the Inferno«, den Sie für Netflix produziert haben. Darin gehen Sie als Filmemacher erneut große Risiken ein und suchen die aktivsten Vulkane der Erde auf. Sporadisch unterrichten Sie daneben auch noch in Ihrer eigenen Filmschule. Altersmüdigkeit kann man Ihnen wirklich nicht vorwerfen.

Ja, Sie sehen: »Into the Inferno« ist schon fertig und »Salt and

Fire« startet im Dezember in Deutschland. Das sind nur zwei abgeschlossene Projekte. Ich habe inzwischen schon wieder fünf neue in der Mache.

Hätte sich für Sie als Dokumentarfilmemacher das Setting von »Salt and Fire« nicht auch für einen nonfiktionalen Essayfilm zum Thema Umweltschutz oder Grenzerfahrungen bestens geeignet? Sie haben dafür ja in Bolivien auf 4000 Metern Höhe in einer gigantischen Salzwüste gedreht.

Nein, das stand eigentlich nie zur Debatte. Die ganze Geschichte selbst sollte allerdings ursprünglich am riesigen, ausgetrockneten Aralsee spielen, wo es eine ganze Fischereiflotte gibt, die jetzt auf Sand sitzt. Da war nur sehr schnell klar: Das können wir nicht machen, auch logistisch gesehen. Das nächste Hotel liegt 400 Kilometer entfernt. Und ein chinesisches Konsortium zerlegt seit einigen Jahren diese Fischereiflotte in Einzelteile aus Almetall. Und so war das Ganze einfach todlangweilig anzuschauen. Von daher war recht schnell klar: Es muss eine andere, sehr stilisierte Landschaft sein. Ich dachte zuerst an die Bonneville Salt Flats in Utah, aber das hat mir nicht so sehr gefallen. Und so kam ich auf den Drehort Bolivien.

Der ebenso stark stilisiert ist ...

Ja, im Grunde ist das ein Science-Fiction-Ort. Es wird ja auch viel von Aliens geredet und einem Ufo, das dort landet.

Um sich dann im Finale in ein noch außergewöhnlicheres Setting zu verwandeln ...

Der Schluss ist dann eine ganz bizarre Sache: Eher wie ein Scherz, wie man Aliens anlocken kann. Im Übrigen: Diese riesige Salzwüste ist die größte Ebene der Welt. Sie wird tatsächlich, wie Sie es auch in den Dialogen hören, von Satelliten benutzt, um genauestens kalibrieren zu können.

Das Ganze wirkt zum Ende hin wie ein surrealer Fiebertraum. Wovon träumen Sie eigentlich?

Ich träume nie.

Gibt es denn mit 74 Jahren noch Dinge, vor denen Sie wirklich Angst haben?

Nein, überhaupt nicht. Ich bin jemand, der immer nach vorne schaut, der sich quasi weiter und weiter nach vorne pflügt. Was immer mir in den Weg geworfen wird: Damit habe ich mich auseinanderzusetzen.

Es gibt viele Stimmen, die meinen, dass Sie als weltenwandelnder Bayer der Einzige wären, der einen gelungenen Film über Ludwig II. drehen könnte. Würde Sie so etwas als Wunschstoff noch reizen?

Über Ludwig II. gibt es ja schon einen sehr guten Film von Syberberg – »Requiem für einen jungfräulichen König« – da muss ich mich nicht auch noch dranmachen.

Wie könnte ein Film von Werner Herzog über den Tod aussehen?

Keine Ahnung, das würde mich jetzt auch als Thema nicht sonderlich interessieren. Sehen Sie: Ich bin weiterhin mitten in der Arbeit, habe viele neue Projekte und glaube jetzt auch nicht, dass ich in den nächsten drei Wochen aufamseln werde.

Fürchten Sie ihn denn gar nicht?

Nein. ||

INTERVIEW: SIMON HAUCK

SALT AND FIRE

USA, Deutschland, Mexiko 2016 | Regie: Werner Herzog
Mit: Michael Shannon, Veronica Ferres | 93 Minuten
Kinostart: **8. Dezember**

INTO THE INFERNO

Österreich, GB 2016 | Dokumentarfilm | Regie: Werner Herzog, Clive Oppenheimer | 104 Minuten | als VOD bei Netflix

Anzeige

» Verschenken Sie 32 Seiten kostbare Zeit. «

Ein MF-Abonnement ist das ideale Geschenk: für Ihre Freunde und Feinde, für Ihre Eltern und Kinder, für Ihren Chef und Ihre Mitarbeiter. **Jeden Monat mit exklusiven Zugaben!**

mehr auf:
www.muenchner-feuilleton.de

MF

Niedrigkeiten in allen Milieus

Kinostarts im Dezember.



Zwei Depperte auf Großwildjagd in Ulrich Seidls »Safari«
© Neue Visionen Filmverleih

Alexander Srtschin in »Agonie«
© Zorofilm

Jake Gyllenhaal im Drama »Nocturnal Animals«
© Zorofilm

Marion Cotillard und Vincent Cassel in »Einfach das Ende der Welt«
© Shayne Laverdière, Sons of Manual

SAFARI

Österreich 2016 | Dokumentarfilm | Regie: Ulrich Seidl | 91 Minuten | Kinostart: **8. Dezember**

Töten – nein, das sei nicht der richtige Ausdruck. Eher erlegen oder erlösen. So empfindet es zumindest das österreichische Ehepaar, das sich mit Sohn und Tochter zur alljährlichen Safari in Afrika aufgemacht hat, um ein paar seltene Tiere zu schießen. Eine so blutige wie feige Leidenschaft, die heutzutage nicht mehr nur dem Adel und dem wohlhabenden Teil der Gesellschaft offensteht, sondern jedem beliebigen Großstadtjäger. Der Filmemacher Ulrich Seidl geht mit seinem neuen Film »Safari« der Gier zu töten nach und legt wie gewohnt Abgründe und Absurditäten der menschlichen Natur bloß. Vom Wild zum Zebra bis zur Giraffe – je größer die Beute, desto erregter werden auch ihre Jäger. Seidl begleitet diese auf der Pirsch und ist mit seiner Kamera ganz nah dran an den Tiermördern, die sich nach dem Todesschuss erst mal um den Hals fallen und für das obligatorische Siegerfoto mit Beute posieren. Allerdings ist der Dokumentarfilm kein großer Schocker, sondern eher eine langatmige, statische Jägerstudie, deren Bilder sich schnell erschöpfen. Einige makaber inszenierte Szenen sorgen dennoch dafür, den Urlaubsfilm über das Töten mit dem nötigen schwarzen Humor betrachten zu können. Wer da zur Beute welcher Linse wird, ist klar: Seidl lässt das aus »Im Keller« bekannte Paar inmitten von ausgestopften Wildtieren die Marktpreise für Impala und Weißschwanzgnu aufzählen und den Großwildjäger im Hochsitz seinen Rausch ausschlagen. Arg flach geraten die Aufnahmen, in denen die Afrikaner als stumme Wilde die Drecksarbeit erledigen und dann auch noch auf Giraffenknochen herumkauen. ||

ANNA STEINBAUER

AGONIE

Deutschland, Österreich 2016 | Regie: David Clay Diaz | Mit: Samuel Schneider u.a. | 94 Minuten | Kinostart: **8. Dezember**

Zwei junge Männer, wie sie unterschiedlicher nicht sein könnten: Der 17-jährige Alex ist ein bisschen prollig, pumpt gern im Fitnessstudio und provoziert auch mal die ein oder andere Schlägerei. Zu Hause bekommt er von seinem Polizistenvater einiges ab, seine Emotionen verpackt er in Aggro-Rapzeilen. Jurastudent Christian hingegen ist 24 Jahre alt, ehrgeizig, etwas verklemmt und trägt ausschließlich Hemden. Die harten, klaren Schnitte in »Agonie« machen schnell klar: Die zwei Protagonisten haben nichts miteinander zu tun und begegnen sich auch während des Films nicht. Trotzdem haben sie mehr gemeinsam, als auf den ersten Blick zu erkennen ist. Beide haben sich von der Außenwelt isoliert, über sich selbst, die eigenen Ängste und Bedürfnisse zu kommunizieren, ist ihnen nicht möglich. Wer derjenige ist, der am Schluss des Filmes seine Freundin umbringt, zerstückelt und über sämtliche Mülltonnen der Stadt verteilt, ist eigentlich nebensächlich. Der Mord ist zwar die logische Folge und der dramatische Kulminationspunkt der Handlung. Die Stärke der präzise beobachteten und brillant erzählten Milieustudie liegt allerdings darin, wie der 1989 geborene Filmemacher die vielfältigen Motive und Nährböden für solche Verbrechen auffächert. Egal, aus welchem Elternhaus man kommt. »Agonie« feierte auf der Berlinale Premiere und ist der Dritttjahresfilm von Regietalent David Clay Diaz, der seit 2010 an der HFF in München studiert. Bei seinem morbiden Doppelporträt hat er sowohl das Drehbuch selbst geschrieben als auch Regie geführt und produziert. ||

ANNA STEINBAUER

NOCTURNAL ANIMALS

USA 2016 | Regie: Tom Ford | Mit: Amy Adams, Jake Gyllenhaal u.a. | 117 Minuten | Kinostart: **22. Dezember**

Susan lebt als Galeristin in der hyperstilisierten Kunstwelt von LA. Schönheit, Geld und Macht sind die Werte, um die sich ihr Dasein dreht. Innerlich leer trotz oder gar wegen all der Äußerlichkeiten, wird sie nachhaltig erschüttert, als sie von ihrem Exmann Edward dessen neuen Roman zugeschickt bekommt. »Nocturnal Animals« heißt das Buch und ist ihr gewidmet. Regisseur Tom Ford zeigt in seinem gleichnamigen Spielfilm, wie die Lektüre des Romans Susan aus der Bahn wirft. Der Film reflektiert Susans Leseprozess und zeigt, wie die Romanhandlung vor ihrem geistigen Auge entsteht. »Nocturnal Animals« ist ein Film über das Werden von Kunst und über die unmittelbare Wirkung, die sie auf den Rezipienten haben kann. Ford errichtet in den beiden parallel verlaufenden Handlungssträngen ein Spiegelkabinett aus Figuren und Racheplots und verschränkt diese ästhetisch und technisch miteinander. Die Hauptfigur des Southern-Noir-Romanplots sieht aus wie Edward, auch dessen Ehefrau und Tochter sehen Susan selbst zum Verwechseln ähnlich. Match-Cuts und musikalische Brücken verweben beide Ebenen und verschwimmen mit Susans Erinnerungen an ihre Ehe mit Edward. Susan liest das Buch als Edwards späte Rache dafür, dass sie ihn verlassen hat. Sämtliche Zeitebenen der Beziehung laufen für sie in dem Buch zusammen und stellen ihre Lebensentscheidungen in Frage. Tom Fords strenger Formwille und die überbordende Ästhetik laufen so in einem trancehaften Psychogramm zusammen, das im besten Sinne an »Blue Velvet« oder »Mullholland Drive« erinnert. ||

SOFIA GLASL

EINFACH DAS ENDE DER WELT

Kanada, Frankreich 2016 | Regie: Xavier Dolan | Mit: Gaspar Ulliel u.a. | 99 Minuten | Kinostart: **29. Dezember**

Louis hat sich von seiner Familie entfremdet und kehrt erst nach zwölf Jahren wieder zurück. Man kann es ihm kaum verdenken, denn seine Verwandten sind der Horror. Während sie vorgeben, sich über seinen Besuch zu freuen, rotieren sie eigentlich nur um sich selbst. Diese bewährte Dramenformel entwickelt in Xavier Dolans Adaption von Jean-Luc Lagarces »Das Ende der Welt« keinerlei Dynamik, sondern arbeitet nur mechanisch sämtliche Streitkonstellationen ab: Die Mutter macht Louis Vorwürfe, Mutter und Schwester streiten sich, der Bruder keift seine Ehefrau an und so fort. Obwohl unentwegt geredet wird, vermeiden es alle zu fragen, weshalb Louis zurückgekehrt ist. Sie scheinen es zu ahnen – er versucht ihnen zu sagen, dass er bald sterben wird. Die in klostrophobischen Nahaufnahmen inszenierte Theatralität der Streitereien stagniert mit der Zeit. Das Dauergerede wird zum Hintergrundgeräusch, weil man als Zuschauer irgendwann keinerlei Bewegung mehr erwartet. Das erstklassige Ensemble um Gaspard Ulliel hat aufgrund der rigiden Form kaum eine Chance, die Figuren zu entwickeln. Marion Cotillard als unsicher vor sich hin stotternde Schwägerin und Vincent Cassel als jähzorniger Bruder haben es besonders schwer, sich von den stereotypen Rollen zu lösen. Weshalb Dolan das Theaterstück, das ursprünglich in den frühen 1990er-Jahren spielte, als die erste Welle der Aids-Epidemie in vollem Gange war, seines Kontextes beraubt hat? Wer weiß. ||

SOFIA GLASL

LOVE & FRIENDSHIP

Irland, Niederlande, Frankreich, USA 2016 | Regie: Whit Stillman | Mit: Kate Beckinsale, Chloë Sevigny, Stephen Fry u.a. | 96 Minuten | Filmstart: **29. Dezember**

Es geht nicht wirklich um Liebe und Freundschaft, wie der Filmtitel glauben lässt, sondern um Korruption in ihrer elegantesten Form. Lady Susan Vernon, frisch verwitwet, gilt als »erfolgreichste Verführerin in ganz England«, wie der Sohn ihres Schwagers erwartungsvoll feststellt, als ihr Besuch angekündigt wird. Die schöne, gewitzte und völlig skrupellose Lady Susan (Kate Beckinsale) hat einen Plan: Um ihren Lebensstandard zu erhalten, muss sie ihre Tochter angemessen unter die Haube bringen und für sich einen Versorger finden, der ihrem Verhältnis mit dem verheirateten Lord Manwaring nicht in die Quere kommt. »Reich an Vermögen und schlicht an Verstand, so sind die besten Männer«, stellt sie ungerührt fest. Sie will nur das Beste für alle, Opportunismus liegt

ihr gänzlich fern – behauptet sie mit einem diabolischen Lächeln, das ihre männlichen Zielscheiben um den Verstand bringt. So erreicht sie, was sie will: Der unfassbar trottelige Sir James Martin (herrlich albern: Tom Bennett) legt ihr sein Vermögen zu Füßen, und ihre Tochter, die »Nachtigall von Kent«, bekommt den jungen schönen Reginald (Xavier Samuel ließ schon die Mädchenherzen in »Twilight« höher schlagen). Nur Alicia wird von ihrem Mann, dem unerbittlichen Mr. Johnson (Gastauftritt: Stephen Fry) nach Amerika zurückgeschickt. »Zu jung zum Sterben und zu alt, um regiert zu werden«, beschreibt Susan den Mann ihrer Freundin und wünscht ihr, sein nächster Gichtanfall möge glücklicher für sie ausgehen. Im Gegensatz zu den Jane-Austen-Klassikern



Lady Susan (rechts: Kate Beckinsale) und ihre Freundin Lady Alicia (Chloë Sevigny) | © KSM

»Sense and Sensibility«, »Emma« oder »Pride and Prejudice« ist ihr Briefroman »Lady Susan« weitgehend unbekannt. Regisseur Whit Stillman nannte die Verfilmung »Love & Friendship«, weil sich dieser Titel so fließend in die Reihe der Austen-Romane einpasst. Man sollte ihn lesen, gern mit den Filmbildern im Kopf. ||

CHRISTIANE PFAU

Anzeige

ulenspiegel print media partner

Wir verleihen Ihnen Drucksachen Flügel!

Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG
Birkenstraße 3
82346 Andechs
Tel (0 81 57) 99 759 - 0
www.ulenspiegeldruck.de

Feuersbrunst und Sparflamme

Mit »Into the Inferno« untermauert Werner Herzog seinen Namen als großer Dokumentarfilmer. Sein neuer Spielfilm »Salt and Fire« hingegen reicht an dieses Niveau leider nicht heran.

MATTHIAS PFEIFFER

Einer dieser kleinen Albträume: Man steht am Gepäckband und wartet. Nach einer gefühlten Ewigkeit hält es an, und man steht ohne seinen Koffer da. So geht es auch dem Forscherteam um Professor Laura Sommerfeld (Veronica Ferres), die nun ohne Habseligkeiten in Bolivien herumstehen. Die Schwierigkeiten fangen damit aber erst an – und der Zuschauer hat es auch nicht leicht.



Michael Shannon und Veronica Ferres in »Salt and Fire« | © Camino Filmverleih

Werner Herzog ließ sich für »Salt and Fire« von Tom Bissells Kurzgeschichte »Aral« inspi-

Bemutterungsbemühungen und ihren steinernen Blick in den Nachthimmel. Als ihr Entführer zurückkommt, reagiert sie nicht, als hätte er sie in der Salzwüste sitzen gelassen, eher als hätte er sich an der Kasse vorgedrängelt. Und spätestens bei der unfassbaren Auflösung der ganzen Aktion fragt man sich, ob man wirklich im richtigen Film sitzt.

Aber Vorsicht! Das Thema Herzog sollte man jetzt nicht voreilig abschreiben. Wer einen Netflix-Account besitzt, kann sich von seinem großartigen Dokumentarfilm »Into the Inferno« berauschen lassen. Zusammen mit dem Vulkanologen Clive Oppenheimer bereist Herzog aktive Vulkane rund um die Welt, von Äthiopien bis nach Island. Für 104 Minuten darf man die ganze Klasse des Herzog'schen Dokumentarfilms erleben. Die Bilder zeigen eine fremdartige und surreale Seite unseres Planeten. Monströse Lavaseen und Rauchlawinen, Schönheit wird eins mit Lebensgefahr. Die feuerspeienden Berge sind zwar Dreh- und Angelpunkt, stehen aber nicht immer im Zentrum des Geschehens. »Into the Inferno« ist keine Naturdokumentation im engeren Sinne. Neben dem Innenleben der Vulkane schaut Herzog auch auf das Treiben drum herum, auf religiöse Kulte in Indonesien, Fos-



Werner Herzog vor einem rauchenden Vulkankrater | © Clive Oppenheimer/Netflix

silien in Äthiopien und haarsträubende Propaganda in Nordkorea. Alles zusammen wird zu einer befremdlichen, aber faszinierenden Parallelwelt. Im Dokumentarfilm ist und bleibt Herzog also ein Meister. Es wäre schön, wenn er erst mal dabeibleiben würde, bevor der nächste gesalzene Reinfall kommt. ||

SALT AND FIRE
USA, Deutschland, Mexiko 2016 | Regie: Werner Herzog | Mit: Michael Shannon, Veronica Ferres 93 Minuten | Kinostart: **8. Dezember**

INTO THE INFERNO
Österreich, GB 2016 | Dokumentarfilm
Regie: Werner Herzog, Clive Oppenheimer
104 Minuten | als VOD bei Netflix

WAS FOLGT THEMENKONZERTE BAYERISCHES STAATSORCHESTER

Konzerte und Vorträge in Kooperation
mit der Max-Planck-Gesellschaft

1. THEMENKONZERT

Hans-Jörg Albrecht:
Verbrechen, Strafe und ihre Folgen
Musik für Saxophon und
Laute von **Bellerofonte Castaldi** bis
Charlie Parker

Max-Planck-Haus am Hofgarten,
Osthalle
Fr, 27. Januar 2017, 19.00 Uhr

4. THEMENKONZERT

Ralph Bock:
Wie Gene auf die Reise
gehen und Mutter Natur
Gentechnik betreibt
Werke von **Krzysztof Penderecki**

Deutsches Jagd- und Fischereimuseum
München
Fr, 3. Februar 2017, 19:00 Uhr

2. THEMENKONZERT

Gerd Gigerenzer:
Risikokompetenz: Informiert
und entspannt mit Risiken umgehen
Musik von **Igor Markevitch**

Allerheiligen Hofkirche
Sa, 28. Januar 2017, 19.00 Uhr

5. THEMENKONZERT

Wolf Singer:
Ethische Konflikte in der
Grundlagenforschung – Beispiele aus
der Hirnforschung
Musik von **Arnold Schönberg**

Großer Anatomie-Hörsaal
der Ludwig-Maximilians-Universität
Sa, 4. Februar 2017, 19.00 Uhr

3. THEMENKONZERT

Svitlana Zhukovska:
Die Astronomie
der kommenden Jahre
Musik von **Johann Sebastian Bach**
bis **Samuel Barber** für
Blechbläserquintett

Hörsaal des Max-Planck-Instituts
für extraterrestrische Physik, Garching
Di, 31. Januar 2017, 19.00 Uhr

Information / Karten

Karten von € 10,- bis € 24,-
Tageskasse der
Bayerischen Staatsoper
Marstallplatz 5 80539 München
T +49.(0)89.21 85 19 20
tickets@staatsoper.de
www.staatsoper.de/staatsorchester

Dieser unwiderstehliche Blick

Der Verlag Schirmer-Mosel ehrt mit einem neuen Bildband eine der größten Modeikonen der Filmgeschichte – BB, Brigitte Bardot.

SIMON HAUCK

Für sie ließ Gunter Sachs, ihr dritter Mann, einst tausend Rosen regnen: abgeworfen aus einem Helikopter – direkt über ihrem verwunschenen Domizil »La Madrague« in der Nähe von St. Tropez, dessen leibhaftiges, gerne barfüßiges Maskottchen sie ungewollt lange war. Ihre magischen Initialen hatte sich die kluge Geschäftsfrau aus bestem Hause bereits 1958 schützen lassen: BB – diese beiden vollmundig geschwungenen Buchstaben verfolgten in den prüden fünfziger Jahren geradezu Millionen von Männern in den Schlaf.

Ebenjene Brigitte Anne-Marie Bardot, heute 82 und höchst umstritten, war in dieser Epoche scheinbar alles zugleich: Pralles Naturweib mit Kussmund, feine Haute-Couture-Dame im neuesten Kostümschick von Christian Dior, erotische Leinwandikone mit extremer Sprengkraft (»... und ewig lockt das Weib«, 1956), lässige Modetrendsetterin (z. B. Sauerkraut-Frisur, Ballerinas, Matrosenlook) wider Willen und als Jetset-Darling zigtausendfach fotografiertes Objekt der Begierde für die einen – und händeringend verfolgtes Paparazzi-Motiv für die anderen.

Denn kalt ließ sie schon zu Beginn ihrer Karriere niemanden, was letzten Endes auch bis heute so geblieben ist. Seit Jahrzehnten zieht sie als militante Tier- schutzaktivistin nicht nur Freudenblicke auf sich, und wenn »La Bardot« in französischen Wahlkämpfen oder wiederholt auch in ihren eigenen Büchern wieder einmal gegen Muslime hetzt, schlägt ihr heutzutage eben jene intellektuelle Verachtung entgegen, mit der sie Jean-Luc Godard 1965 in den Kinohimmel gehoben hatte. In »Le Mépris« (1963) nämlich – zu deutsch »Die Verachtung« – betastete Raoul Coutards Kameralinse zärtlich jeden Körperteil der BB, die sich vor ihm auf einem strahlend weißen Flokatteppich räkelt. ... Nicht weniger legendär sind Georges Delerues Liebesmotivklänge,



Brigitte Bardot in allen Facetten © Cinémathèque française courtesy Schirmer/Mosel (5)



Brigitte Bardot mit Gunter Sachs

die zu den ergreifendsten Momenten der musikalischen Kinogeschichte des 20. Jahrhunderts gehören. Dazu trägt sie in Godards Filmjuwel das marineblaue, wohl berühmteste Haarband der Kinogeschichte.

Kein Zweifel: Diesem einen Blick konnte keiner widerstehen. Genauso wenig wie ihrem grazil-tänzelnden Gang, ihrer nie wirklich zu bändigenden, strahlend blonden Löwenmähne, ihrem apricotfarbenen Teint mit den winzigen Sommersprossen. BBs Traummaße sind ebenso sagenhaft wie ihre öffentlichen Auftritte: Ob im edlen Zwirn bei der Queen, als erste Frau im mutig-frechen Husaren-Hosenanzug im Élysée-Palast oder als dauerposierende Sexbombe in Meerjungfrauenhaltung auf der italienischen Mostra in Venedig. Schlicht »anbetungswürdig« nannte sie Hubert de Givenchy. Was diese öffentliche Frau einst war – und warum deutsche Kirchenverbände früher sogar ihretwegen vor dem Kinobesuch warnen, davon kann man sich nun ein weiteres Mal in einem wahrlich angemessenen Prachtband aus dem Hause Schirmer und Mosel überzeugen: BB – eine Liebeserklärung. Ein Mythos – auf ewig. ||

HENRY-JEAN SERVAT: BRIGITTE BARDOT. FILMIDOL – MODE-IKONE – SEXSYMBOL

Mit einem unveröffentlichten Interview zwischen Brigitte Bardot und Henry-Jean Servat Schirmer/Mosel Verlag, 2016 | 256 Seiten, 189 Abbildungen in Farbe und Schwarz-Weiß | 39,80 Euro

Anzeige

ANGELA HÜBEL
RINGE

Weitere Informationen bei:
Angela Hübel München Ph +49 (89) 12163537
info@angelahuebel.de www.angelahuebel.de

Ring: Schatzinsel mit Brillant

Aufgemöbelt Das letzte verbliebene Laimer Kino Neues Rex wird runderneuert.

Münchens Kinoszene ist derzeit im Umbruch wie lange nicht: Nachdem im Sommer in Sigi Daibers altem »Maxim« an der Landshuter Allee die Lichter ausgingen, werden dort unter der Ägide der vier neuen Hausherren seit Anfang Oktober im »Neuen Maxim« täglich wieder mindestens fünf Filme gespielt. Während Ende November das legendäre »Eldorado« in der Sonnenstraße sang- und klanglos Lagerräumen einer Drogeriemarktkette weichen musste, eröffnete parallel der »Breitwand«-Kinochef und Festivalmacher Matthias Helwig (Fünf Seen Filmfestival) am Gautinger Bahnhof eine architektonisch schicke Arthaus-Kathedrale mit stolzen fünf Vorführsälen.

In diesem Zuge setzte auch Thomas Wilhelm, der bereits zwei Kinos (Cincinatti/Neues Rottmann) mit viel Herzblut verantwortet, für sein Lieblingshaus Neues Rex am Laimer Agriolaplatz in puncto Komfort, Technik und Interieur alles auf eine Karte: Angesichts der virulenten Neubaupläne für ein Multiplexcenter in Pasing, hat er heimlich, still und leise die letzte der erstmals sieben (!) Laimer Kinostätten ordentlich aufgehübscht – und zugleich in den Bereichen Heizung, Lüftung, Sanitäranlagen und Audiosystemen fit für die Zukunft gemacht. Im Resultat ist das runderneuerte Stadtteilkino auf den ersten Blick kaum wiederzuerkennen: Aus einem Saal wurden zwei mit jetzt insgesamt 169 Sitzen. Dazu gehört ein größerer im weiterhin traditionellen Weinrot mit überwiegend

neuer Bestuhlung sowie ein kleinerer in sehr edlem Königsblau. Beide Kinosäle sind 3-D-fähig und mit viel Liebe zum Detail ausgestattet. Der erhoffte »Wohlfühlort«, wie Wilhelm seine aufwendige Häutung des Kinos beschreibt, ist ihm definitiv gelungen. »Gut 500.000 Euro« musste der selbst ernannte Berufswahnsinnige dafür in die Hand nehmen – und trotzdem kann er weiterhin gut schlafen. Denn »die Kinobranche funktioniert nach ganz eigenen Gesetzen. Da muss man immer am Ball bleiben, sei es im Bereich Technik und Einrichtung, aber auch beim geschulten Personal. Gute Filme alleine reichen nicht. Es geht immer um das Gesamterlebnis«, ist der 51-jährige Münchner überzeugt. Zusammen mit der Architektin Anne Batisweiler hat Wilhelm, der selbst aus einer Münchner Kinodynamie stammt, extra ein neuartiges Lichtkonzept erarbeitet, wodurch der früher so dunkle Gang vor dem Einlass entschieden aufgewertet wurde. Auch inhaltlich-programmatisch erweitert der Kinobetreiber sein Konzept: Deutlich mehr Familienvorstellungen, Opernübertragungen und Dokumentarfilmscreenings werde es fortan im »Neuen Rex« geben. Der groß gewachsene, lässige Michael-Althen-Typ versteht eben sehr viel vom Kinomachen zwischen Kalkulation und Kunst: Mit hoher Professionalität und einer gehörigen Prise Coolness, die in diesem schwierigen Gewerbe sicherlich nicht leicht zu behalten ist, blickt er positiv ins städtische Kinofirmament. Und die Münchner mit ihm. || sh



Werner Enke und Uschi Glas 1968 in »Zur Sache, Schätzchen«
© Archiv Schamoni Film und Medien GmbH

»Wir haben uns für den Erfolg geniert«

Ein Stück deutsche Kinogeschichte: »Zur Sache, Schätzchen« avancierte 1968 zum Kultfilm. Mit ihm wurde Uschi Glas zur Ikone. Regisseurin May Spils und Hauptdarsteller Werner Enke machten München zur Hauptstadt eines neuen Lebensgefühls. Die Pasinger Fabrik widmet dem Fummel-Irrsinn eine Ausstellung inklusive Wiederaufführung. Werner Enke spricht über den Erfolg des Films, Uschi Glas' Leinwandmagie und über den geheimen Spaghetti-König Schwabings.

Was war 1968 Sache, Herr Enke?

Sache war, man legte sich im Englischen Garten mit einem Reclamheft hin, und dann kam auch schon ein Blockwart an und sagte: Betreten des Rasens verboten!

Es wehte ein anderer Wind als heute.

Ich bin einmal völlig sinnlos von der Polizei verprügelt worden, das ist später auch in den Film eingeflossen.

Wie kam das?

Meine Studentenkarte für die Bahn war abgelaufen – um ein paar Minuten. Das Ganze endete mit Prügeln und Knast.

Und wie gelang es Ihnen, das zu verarbeiten?

Der Film war eine süße Rache. Darin gibt es eine Szene auf dem Polizeirevier. Ich mache da ein absurdes Quiz mit den Beamten. Das hatte sich in der Wirklichkeit fast genauso drei Jahre vorher auf der Wache am Münchner Hauptbahnhof abgespielt. Wenn einer der Polizisten den Film gesehen hat, muss er die Situation wiedererkannt haben.

Was ist eigentlich im Film mit Ihnen los?

Der von mir gespielte Martin ist das, was man heute als Slacker bezeichnet. Irgendwo haben wir diesen schläfrigen Typen erfunden, vorher gab es den nicht. Den totalen Verweigerer. Gegen alles: gegen Arbeit, gegen die Polizei. Man schrieb: Enke war der erste Slacker.

Der Film und die Rolle, die Sie darin spielen, stehen auch für ein Lebensgefühl dieser Zeit.

Es geht um das Gefühl: Ich muss aufstehen und in die Schule, will aber lieber im Bett bleiben. Außer uns hatten viele junge Leute dieses Gefühl.

Verweigerung und Protest gegen alles. Das klingt fast politisch, dabei heißt es doch, die Filmemacher der Münchner Gruppe, zu der auch Sie zählen, seien unpolitisch geworden.

Wir von der Münchner Gruppe waren überhaupt nicht politisch, wir wollten einfach Filme machen.

Also doch Gegenprogramm zu den Oberhausenern und ihrem Intellektuellenkino? Klaus Lemke – Vorzeigeregisseur der Münchner Gruppe – vertritt diese Haltung bis heute – lautstark.

Ich sehe das nicht so knallhart wie Lemke. Der springt zu rigoros mit denen allen um. Wir Münchner waren im Prinzip eine zweite Welle des Jungen Deutschen Films. Allein schon die 10.000 Euro für Lemkes ersten Kurzfilm »Kleine Front«, in dem auch ich mitspieler, wären nicht zusammengekommen, wenn der Produzent Franz Seitz nicht mit Volker Schlöndorffs »Der junge Törless« zu Geld gekommen wäre.

Und Peter Schamoni – Mitunterzeichner des Oberhausener Manifests – produzierte schließlich »Zur Sache, Schätzchen«.

Peter ist in den Film eingestiegen. May und er haben bei der Produktion dann halbe-halbe gemacht. Er hat auch Uschi Glas für den Film gewonnen. Eigentlich sollte eine Freundin von uns, die auch in Lemkes zweitem Kurzfilm mitgespielt hatte, die Rolle übernehmen, aber Schamoni meinte, wir sollten jemanden nehmen, der schon einen Namen hat – den hatte Uschi sich mit »Winnetou« gemacht.

Wäre sie Ihre erste Wahl gewesen?

Wichtig war der Kontrast, den Uschi reinbrachte. Sie war kein Schwabinger Mädchen, sondern eine, die aus einer anständigen Welt kam – einer bürgerlichen. Mit einem Mädchen aus unserer Ecke wäre das nicht so toll geworden. Das zeigt sich auch an unsrer gegenseitigen Scheu in der Liebesszene. Da ist die reale Welt mit drin. Uschi hat ihre Welt mitgebracht, wir unsere.

Wie sind Sie überhaupt in die Welt der Münchner Gruppe geraten? Ursprünglich stammen Sie ja aus Berlin.

Ich bin in Berlin geboren, aber in Göttingen aufgewachsen. Dort entdeckte ich auch das Kino. Seit ich mit meiner Mutter in »Bambi« war, wollte ich nichts anderes mehr. Aber Kino war teuer, und ich konnte es mir nicht leisten. Es gab bei mir eine regelrechte Gier nach dem bewegten Bild. Deshalb habe ich damals angefangen, Daumenkinos zu malen – die kamen spä-

ter auch im »Schätzchen« vor. Schließlich wollte ich Schauspieler werden. Und meine Oma hat gesagt: »Junge, bleib in Göttingen. Geh zum Finanzamt oder zur Sparkasse. Geh nicht in die Großstadt, das wird sonst böse mit dir enden.«

Womit wir bei geäußerten Worten aus dem Film wären.

Davon gibt es einige.

Ja, Fummeln zum Beispiel. Dazu hieß es damals im Duden: sich unsachgemäß an einer Sache zu



Links im Vordergrund: May Spils am »Schätzchen«-Set. Rechts: Werner Enke, May Spils und Uschi Glas.
© Archiv Schamoni Film und Medien GmbH (2)

schaffen machen. Der Film hat bewirkt, dass der Duden in seiner nächsten Ausgabe erweitert wurde. Da standen seit »Schätzchen« zehn zusätzliche Bedeutungen drin. Später ist das Wort in die Schmuddelecke geraten, mit Filmen wie »Doktor Fummel und seine Gespielinnen«.

Zurück zur Münchner Gruppe. Wie haben Sie denn nun Klaus Lemke, Rudolf Thome, Max Zihlmann und Co. kennengelernt?

Ich hatte die Aufnahmeprüfung an der Münchner Otto-Falckenberg-Schule nicht bestanden. Also ging ich auf die Zerboni-Schule in Gauting. Dort meinte eine Mitstudentin: Du musst unbedingt ein paar Typen kennenlernen, die werden dir gefallen. Einer von denen kocht die besten Spaghetti in ganz Schwabing – das war Klaus Lemke, und das Mädchen seine damalige Freundin. Er begann dann sofort, mir Kurzgeschichten von sich vorzulesen, die ein bisschen nach Hemingway klangen, und ich habe ihm aus einem Drehbuch von mir vorgelesen. Uns war sofort klar: wir wollen zusammen Filme drehen.

Und May Spils?

May lernte ich dank meinem Freund Knut von der Schauspielerschule kennen. Der meinte eines Tages, komm, lass uns Filme in der Bavaria synchronisieren. Dafür gibt's zehn Mark am Tag. May war dort mit zwei anderen Mädchen ebenfalls am Synchronisieren. Diese beiden Dinge, dass ich May und Lemke kennenlernte, wären wohl nicht passiert, wenn ich an der Falckenberg-Schule genommen worden wäre.

Dem gemeinsamen Filmen stand also nichts mehr im Weg?

Ein Problem gab es: Wir hatten kein Geld. Deshalb haben May, Knut und ich eine Werbefirma aufgemacht. Wir wollten für unsere Kunden komische Filme drehen, im Stil des HB-Männchens. Lemke und ich waren als Vertreter unterwegs.

Leuten was aufquatschen, das konnten Sie?

Wir hatten sogar die Firma Rosenthal gewonnen, die wollten einen Film von uns, aber vorher wollten sie eine Arbeitsprobe

sehen. Wir hatten aber nix zu zeigen. Im Bücherregal hatten wir zur Zierde nur eine Filmbüchse stehen, aus der ein Streifen Schwarzfilm rausging, und wenn ein möglicher Auftraggeber reinkam, haben wir wichtige Telefonate vorgetäuscht: »... ja, Herr Doktor Berger, wird erledigt, auf Wiedersehen!«

Kam es zum ersehnten Kapitalfluss?

Wir brüteten weiter an Ideen. Irgendwann kam Thome an und meinte, der Seitz hat mit »Der junge Törless« Kohle verdient, jetzt können wir einen Kurzfilm drehen. So fing das an. Der erste Kurzfilm hieß »Die kleine Front« von Lemke. Heinz Klopp, Horst Söhnlein und ich kommen darin aus »Hatari« von Howard Hawks und wollen das nachmachen: statt Giraffenfängen in Afrika, Fischeklaunen irgendwo im Bayerischen Wald – geht natürlich alles schief.

Im Jahr darauf drehten Sie dann den ersten gemeinsamen Film mit May Spils.

May hatte Erfolg mit »Das Porträt« gehabt, darin will ein Modelgirl ein Selbstporträt malen, schafft es aber nicht und klebt am Ende ein Foto von sich auf die Leinwand.

Im Anschluss daran drehte May gemeinsam mit mir in der Badewanne »Manöver«. Jean-Marie Straub, auch Mitglied der Münchner Gruppe, schaffte es, den Film im Programm von Oberhausen unterzubringen. »Manöver« hat dort die Leute so was von angetört und begeistert, dass wir noch in der Nacht beschlossen haben: Jetzt drehen wir einen Langfilm.

»Zur Sache, Schätzchen« wurde zu einem riesigen Publikumserfolg. Wie fühlte sich das an?

Ein bisschen haben wir uns für den Erfolg geniert. Wir haben uns dann auch zurückgezogen und sind nicht mehr so oft in den Bungalow, eine Kneipe in der Türkenstraße gegangen, wo immer alle aus der Münchner Gruppe saßen. Das gemeinsame Träumen vom Kino dort war schöner gewesen, als jetzt den Erfolg verteidigen zu müssen.

Also keine gemeinsamen Trinkgelage mehr?

Die großen Saufzeiten waren irgendwann sowieso vorbei.

Beim Drehen haben Sie auch alle getrunken?

In Ihrem Alter waren wir den ganzen Tag betrunken. Beim Dreh aber war ich eigentlich nie besoffen. Aber manchmal eben doch. Zumindest halb besoffen. Vom Rauschgift aber habe ich die Finger gelassen. Ich verdanke dem Alkohol jede Menge. Zigaretten und Alkohol waren wie Benzin für mich, der Treibstoff, um immer weiterzumachen.

Eine nüchterne Schule ist die Münchner Gruppe aber auch wirklich nicht.

Wenn wir nüchtern über unsere Vorhaben nachgedacht hätten, wären wir zu dem Schluss gekommen, das geht alles nicht. So aber konnten wir weiterträumen.

Stimmt es, dass das »Schätzchen« ursprünglich einen anderen Schluss haben sollte?

Der ganze Film war gedacht als verspielter Selbstmordversuch. Eigentlich wollte ich im Film so schick sterben wie Belmondo in »Außer Atem«. Ich sollte eigentlich tot sein, und Uschi weiß noch von nichts. Dann aber wurde Benno Ohnesorg erschossen, und uns war das zu nah an der Wirklichkeit. Deshalb hat der Polizist mich am Schluss nur angeschossen, und ich sage: Da haben Sie aber noch mal Schwein gehabt.

Was wäre aus heutiger Sicht das bessere Ende?

So wie es jetzt ist, ist es völlig okay. ||

INTERVIEW: CHRIS SCHINKE

ZUR SACHE, SCHÄTZCHEN –
DIE AUSSTELLUNG ZUM KULTFILM DER 68ER
Pasinger Fabrik, Kleine Bühne | bis 29. Januar 2017
Filmvorführung am 13. Dezember | 20.15 Uhr | Vollständiges
Programm und Kartenreservierung: www.pasinger-fabrik.com



Werner Enke | Foto: Privat

»Hier kann ich den Himmel sehen«

Die gebürtige Französin Marie Noëlle lebt und arbeitet seit vielen Jahren in München. »Marie Curie« erzählt eine prägnante Episode aus dem Leben der Wissenschaftlerin. Im Interview spricht die Regisseurin über die Nobelpreisträgerin, Frauenquoten, die Poesie der Zahlen und warum sie München Paris vorzieht.



Marie Noëlle | © Herlinde Koelbl

Sie haben mit »Marie Curie« kein klassisches Biopic inszeniert, sondern konzentrieren sich stattdessen auf die Lebensphase zwischen der Verleihung der beiden Nobelpreise. Warum?

Obwohl Marie Curie mein Leben sehr geprägt hat, hatte ich nie vor, einen Film über sie zu machen. Außerdem gibt es wirklich genügend Material über ihr Leben. Dieser Film ist vielmehr aus Empörung darüber entstanden, wie diese Frau wegen ihrer Liaison mit Paul Langevin in der Öffentlichkeit behandelt wurde. Bei meinen Recherchen habe ich dann eine ganz andere Marie Curie kennengelernt. Dabei hat mir vor allem ihre Art und Weise, mit diesem Problem umzugehen, sehr imponiert. Und das wollte ich erzählen.

Sie hat sich ja in einer von Männern dominierten Welt erstaunlich gut behauptet. Hätte es Marie Curie heute leichter? Nicht unbedingt. Momentan habe ich sogar das Gefühl, dass sich alles ein bisschen rückwärts entwickelt. Wenn ein Mann, der sexistische Sprüche spuckt, zum US-Präsidenten gewählt wird, dann ist das schon beunruhigend.

Haben Sie eine Erklärung für diesen Rückschritt? Meine Generation war sehr privilegiert. Man konnte studieren, was man wollte, konnte wählen – ich hatte immer das Gefühl, es sei kein Problem, eine Frau zu sein. Und dann kam der Zeitpunkt, an dem wir gedacht haben, die Dinge seien nun errungen. Doch die Errungenschaften bleiben nicht, wenn man sie nicht pflegt.

Heißt das, man muss weiter dafür kämpfen? Genau. Dieses Bewusstsein entsteht gerade wieder neu. Ich selbst hätte nie gedacht, dass man in dieser Richtung wieder etwas unternehmen muss. Aber deshalb trage ich auch diese kleine rote Filmklappe am Revers (steht für Pro Quote Regie, die für die Gleichstellung von Frauen im Regieberuf eintritt, Anm. d. Red.). Denken Sie einmal daran, wie lange es gedauert hat, bis Kathryn Bigelow durch den Oscargewinn Anerkennung gefunden hat. Und sie macht alles andere als »Frauenfilme«, ich sehe zumindest keinen Unterschied zu ihren Kollegen. Und warum sollten wir nicht fähig sein, Stunts oder Schießereien zu inszenieren? Also ich zum Beispiel hätte Lust dazu (lacht).



Karolina Gruszka als Marie Curie | © P'Artisan Filmproduktion (2)

bende. Sie war ein Mensch wie du und ich, nur eben mit dieser speziellen Begabung gesegnet.

Sie selbst sind Französin, leben aber schon seit vielen Jahren in München. Vermissen Sie Ihre Heimat nicht?

Ich bin sehr gerne in Bayern und in München verankert. Erst vor Kurzem war ich wieder einmal in Paris. Dort ist die Stimmung wegen der Terroranschläge nach wie vor gedrückt. Überall patrouillieren Soldaten in voller Montur, die Menschen sind schlecht gelaunt und aggressiv, »l'insouciance«, diese Unbekümmertheit, sie ist verschwunden. Ich war wirklich froh, wieder in München zu sein. Natürlich leben auch wir in Gefahr, es kann auch uns hier etwas passieren, aber trotzdem: Hier ist einfach mehr Platz, die Gebäude sind nicht so hoch, man kann den Himmel sehen. Und ich mag den Föhn (lacht).

Und was ist mit der französischen Küche, dem viel gepriesenen Savoir-vivre?

Ich koche sehr gut (lacht erneut und herzlich). Und hier gibt es doch auch tolles Essen. Und den bayerischen Dialekt finde ich wunderbar. Er erinnert mich an Orte auf dem Land in Frankreich, wo die Bauern ganz ähnlich sprechen. Wenn man zum Beispiel im Weißen Bräuhaus sitzt und nur dieses Gemurmel hört, könnte man meinen, in Frankreich zu sein.

Neben Ihrer Arbeit als Filmemacherin geben Sie Seminare und halten Workshops wie jene im Rahmen des 2005 von Ihnen ins Leben gerufenen Treffpunkts Filmkultur. Wie geht es Ihnen damit?

Am Anfang war das Pionierarbeit, weil wir die Ersten waren, als wir diesen Verein gegründet haben. Jetzt läuft es sehr gut. In den Schulen lernen die Kinder zwar, Texte zu analysieren, nicht aber Bilder. Dabei werden wir immer mehr mit Bildern konfrontiert und auch durch sie manipuliert. Wenn ich einen Film vorstelle, dann geht es zum einen um Inhalte, aber immer auch um die Machart. Diese Diskussionen sind immer sehr bereichernd, weil Kinder unheimlich gute Beobachter sind und einen frischen Blick auf die Dinge besitzen. Und sehr oft sind ihre Fragen nach einer Vorführung viel scharfsinniger als die der Erwachsenen.

Zu guter Letzt sind Sie auch an der HFF und in Ludwigsburg als Dozentin tätig.

Mit der Master Class, also dem Atelier in Ludwigsburg, bin ich sehr verbunden weil sie mein Mann (der 2013 verstorbene Filmemacher Peter Sehr, Anm. d. Red.) gemeinsam mit Jan Schütte gegründet hat. Denn es war Peters Traum, eine Brücke zwischen Frankreich und Deutschland zu schlagen. Das Programm läuft auch sehr erfolgreich. Ich selbst veranstalte dort Workshops über internationale Koproduktionen. Und zu diesem Thema habe ich nun wirklich einiges zu erzählen. ||

INTERVIEW: THOMAS LASSONCZYK

MARIE CURIE

Polen, Deutschland, Frankreich 2016 | Produktion, Drehbuch (mit Andrea Stoll) und Regie: Marie Noëlle | Mit: Karolina Gruszka, Arieh Worthalter, Charles Berling | 100 Minuten
seit 1. Dezember im Kino

Anzeige



Nun aber zurück zu Ihrem Film, in dem Karolina Gruszka die Titelrolle spielt. Warum haben Sie sich für eine weitestgehend unbekannte Darstellerin entschieden?

Am Anfang wollten wir eine Französin besetzen. Ich habe dann viele Schauspielerinnen getroffen, aber nicht wirklich Feuer gefangen. Schließlich habe ich gesagt: Okay, ich will einen authentischen Film machen. Marie Curie war Polin, also muss ich in Polen suchen. Und so habe ich Karolina auf sehr unorthodoxe Weise gefunden.

Stimmt es, dass Sie nach polnischen Schauspielerinnen gegogelt haben?

So ungefähr. Ich habe nach Frauen zwischen 30 und 40 Jahren gesucht und mir Fotos angesehen. Dabei ging es mir nicht um Lookalikes, ich wollte keine Klischees von Marie Curie bedienen, sondern ich wollte jemanden, der alle Facetten dieses Charakters abdecken kann. Dann bin ich über ein Bild von Karolina gestolpert. Sie sah überhaupt nicht aus wie Curie, aber ihr Blick hat mich sofort überzeugt.

Sie haben für »Marie Curie« einige wunderbare Kinobilder gefunden, zum Beispiel die Strandsequenz, dieses »Gruppenbild mit Dame«.

Ich besitze ja einen naturwissenschaftlichen Background. Und für mich ist Forschung und Wissenschaft ein sehr sinnliches Gebiet. Viele denken ja, Mathematik wäre dröge, aber es gibt eine unglaubliche Poesie der Zahlen. Algebra, das ist wie ein Gedicht. Musik und Mathematik sind auch nahe verwandt. Und diese Sinnlichkeit wollte ich auch in meinem Film zeigen.

Hat sich Maries Leidenschaft für die Wissenschaft auch auf ihr Liebesleben übertragen?

Ich denke nicht, dass es da eine Relation von Effekt und Causa gibt. Sie war ein Freigeist, hatte eine Begabung und an die hat sie auch geglaubt. Und sie hatte eine Verantwortung gegenüber dieser Begabung. Das beinhaltet auch, dass sie in jeder Situation die gleiche Haltung hatte – als Ehefrau, als Mutter, als Lie-

Anzeige



»In der befremdenden Landschaft der Vollendung«

Vor 50 Jahren starb der österreichische Romancier Heimito von Doderer. Eine Wiederentdeckung.



Der Autor im Freien | © Nachlass Heimito von Doderer

FRANZISKA MAYER

Die Münchner Leopoldstraße kann ein gefährliches Pflaster sein. Auf dem Postamt wird der Protagonist der »Kürzestgeschichte« »Vorsicht auf Reisen!« in eine Prügelei verwickelt. Ein anderer bekommt »unvermutet zwei kräftige, klatschende Ohrfeigen« von einem Geschöpf, das der Erzähler bald als »Peinigl« (so auch der Titel) identifiziert: München hat im Werk des vor 50 Jahren verstorbenen Österreicher Heimito von Doderer vor allem Spuren grotesker Gewalt hinterlassen. 1936 zog der vergeblich auf seinen Durchbruch wartende Jungautor, der 1935 in Wien in die NSDAP eingetreten war, nach Dachau, in der Hoffnung, sich dem neuen Reich als nationaler Schriftsteller andienen zu können, im Gepäck ein Romanprojekt mit dem Titel »Die Dämonen der Ostmark«.

Immerhin fand er eine lebenslange Heimat bei dem Münchner Verlag C. H. Beck. Der gedenkt heuer dieses Autorenjubiläums mit einigen Neupublikationen, darunter dem frühen Kriminalroman »Ein Mord, den jeder begeht« (1938), in dem der Protagonist auf der Suche nach dem Mörder seiner obsessiv begehrten Schwägerin sein Leben verfehlt und letztlich doch bei sich selbst landet. Die Verblendung gegenüber der eigenen Schuld überlebt er nicht, anders als der Autor, der sich schon hier daranmacht, die eigene ideologische Verstrickung erzählerisch zu überwinden.

Doch der Erfolg stellte sich erst nach Kriegsende ein, als Doderer zum genauen Chronisten jener Stadt wurde, in die er bereits 1937 wieder zurückgekehrt war. Die großen Wiener Gesellschaftspanoramen »Die Strudlhofstiege« (1951) und »Die Dämonen« (1956) entwerfen nicht nur ein – durchaus auch kulinarisch-touristisches – Bild der Großstadt zwischen 1910 und 1927, sondern machten der österreichischen Nachkriegsgesellschaft ein epochenübergreifendes Identifikationsangebot, das 1957 folgerichtig mit dem Großen Österreichischen Staatspreis belohnt wurde. Der jüdische Remigrant Hans Weigel ernannte ihn zum »Austria Poeta Austriacissimus«, ein der Rezeption in Deutschland eher unzuträglicher Superlativ, wie sich zeigen sollte.

Doderers geschliffener Stil und sein Humor machen seine Romane und Erzählungen auch heute noch lesenswert. Dass sich hinter der

Bürokratie- und Wissenschaftssatire »Die Merowinger oder Die totale Familie« (1962) eine derb-komische Auseinandersetzung mit Aggression und Vorurteil verbirgt, rückt erst in den letzten Jahren in den Blick, ebenso wie die Nähe der Kurzprosa zur Avantgarde eines H. C. Artmann oder Oswald Wiener. Der ebenfalls neu aufgelegte letzte vollendete Roman »Die Wasserfälle von Slunj« (1963) lässt sich durchaus auch als Ratgeber gelingenden Lebens lesen, bei dem äußere Haltung, Kleidung und geordnete Wohnverhältnisse die Determiniertheit der Herkunft zumindest einiger Nebenfiguren überwinden helfen.

Versehen sind die Jubiläumsausgaben (die »Strudlhofstiege« erschien bereits 2013 mit einem instruktiven topografischen Anhang Stefan Wintersteins) mit Nachworten von Literaten, die oft mehr über sich als über ihren Gegenstand preisgeben; positiv sticht hier Eva Menasse mit ihrer gründlichen Lektüre der »Wasserfälle« hervor, eher negativ Heinrich Steinfest, der konsequent den Namen des Protagonisten im »Mord« falsch schreibt. Rühmenswerter ist da die Lektürehilfe des Wiener Literaturkritikers Klaus Nüchtern, der den »Kontinent Doderer« weder biografisch noch streng werkimmanent, sondern anhand klug gewählter (letztlich auf die Hauptwerke rekurrerender) Generalthemen erkundet. Da warten überraschende Querverbindungen zu Alfred Hitchcocks Suspense-Konzept (»Herr von Doderer, wie haben Sie das gemacht?«) oder

erhellende Auskünfte über das literarische Leben im Österreich der Nachkriegszeit (»Von der NSDAP zum Triple-A«). Wahre Perlen finden sich in den Anmerkungen, wo eine »Gmoaratschn« als »Distributorin von personenbezogenen Detailinformationen aus dem Privatbereich« erklärt wird. Dass Thomas Bernhard den Tod des Kollegen mit den Worten »Jetzt ist die Bahn frei, jetzt komme ich« kommentierte, sollte sich zulasten Doderers bewahrheiten. Umso wünschenswerter wäre seine Neuentdeckung als großer Erzähler und Humorist. ||

HEIMITO VON DODERER:

EIN MORD DEN JEDER BEGEHT. ROMAN
Jubiläumsausgabe | Mit einem Nachwort von Heinrich Steinfest | 382 Seiten 24 Euro
DIE STRUDLHOFSTIEGE ODER MELZER UND DIE TIEFE DER JAHRE. ROMAN
Jubiläumsausgabe | Mit einem topografischen Anhang von Stefan Winterstein, Nachwort von Daniel Kehlmann | 944 Seiten 28 Euro
DIE MEROWINGER ODER DIE TOTALE FAMILIE. ROMAN
Jubiläumsausgabe | Nachwort von Denis Scheck 377 Seiten | 24 Euro
DIE WASSERFÄLLE VON SLUNJ. ROMAN
Jubiläumsausgabe | Nachwort von Eva Menasse 405 Seiten | 24 Euro | alle C.H. Beck, 2016

KLAUS NÜCHTERN: KONTINENT DODERER. EINE DURCHQUERUNG
C.H. Beck, 2016 | 352 Seiten | 28 Euro

12. Januar

»KLASSIKER DES MONATS«

Ein Abend zum 100sten Geburtstag von Heimito von Doderer mit Klaus Nüchtern | 20 Uhr | Literaturhaus, Saal

SVEN HANUSCHKE

Wolfgang Hildesheimer war durch »Mozart« (1977) und die »Lieblosen Legenden« (1952) nie in Gefahr, vergessen zu werden; sein wichtigstes Werk ist vielleicht der Prosamonolog »Tynset« (1965), in dem ein schlafloser Reflekteur über Deutschland in der Nacht nachdenkt. Seine künstlerische Unbedingtheit und Konsequenz hat das Werk haltbar gemacht, auch scheinbar paradoxe Formulierungen wie die von der Kunst, die »der Erfindung der Wahrheit« diene. Die beste Einstiegsdroge ist »Mitteilungen an Max« (1983), ein Buch, in dem Komik, Depression und Sprachspiele eine einzigartige Synthese eingegangen sind.

Zu seinem 100. Geburtstag am 9. Dezember ist eine Reihe von Büchern erschienen, die sich ideal ergänzen. Volker Jehle hat die »Briefe an die Eltern« von 1937 bis 1962 herausgegeben: Mehr als 1500 Seiten voller politischer, persönlicher, künstlerischer Angelegenheiten. Wir können die frühen Jahre Hildesheimers in England und in Palästina verfolgen, als bildender Künstler, Schreiner, Inhaber einer Werbeagentur, die ersten Publikationen. Anfang 1947 ist er für die Nürnberger Prozesse als Simultandolmetscher der britischen Armee nach Deutschland zurückgekehrt, war Redakteur der Protokolle. Danach blieb er – zuerst in Ambach und München, hier begann seine schriftstellerische Karriere.

Stefan Braese hat die erste Hildesheimer-Biografie geschrieben; er betont vor allem die Bedeutung, die Hildesheimers Judentum und die unfreiwillig weltläufigen frühen Jahre für seine originelle und ganz unabhängige Position im Nachkriegsdeutschland hatten. Obwohl er allein durch die Dolmetscher-Jahre mehr über den Massenmord an den europäischen Juden wusste als seine Freunde aus der Gruppe 47 zusammen, schrieb er Satiren über den Kulturbetrieb; als sich die Kollegen einrichteten in den sechziger Jahren, hatte er das Land wieder verlassen und arbeitete an »Tynset«. Der Münchner und Ambacher Freundeskreis hielt

Das Klima hier ist wirklich grauenhaft

Wolfgang Hildesheimer und München – Spurensuche zum 100. Geburtstag.

Hildesheimer in Deutschland, das Gefühl »that I am wanted« – trotz aller Vorbehalte gegenüber einem »furchtbare[n] Volk von Bürokraten, Spiessern und verrannten Ethikern«. Sein erstes Atelier in Ambach (Seele 65) war im Winter so kalt, dass er nicht malen konnte, am Ofen war es zu dunkel, aber hell genug, um die erste Geschichte zu schreiben. Beim Schreiben ist er mit kleinen Unterbrechungen geblieben, 1984 wurde er wieder zum bildenden Künstler. Er war mit vielen Künstlern vor Ort befreundet, schrieb Glossen gegen die problematischen Figuren der NS-Vergangenheit, die »Neue Zeitung« druckte seine ersten Geschichten, er hatte Besuch von arabischen Freunden ebenso wie von Patricia Highsmith.

Auch seine Frau Silvia lernte er hier kennen, 1953 zogen sie mit deren Töchtern aus erster Ehe nach München, zuerst in die Widenmayerstraße 51, dann über die Isar an den Kufsteiner Platz 4. Den Briefen ist eine Fülle von vernünftigen wie gereizten München-Urteilen zu entnehmen. Über die Frauenkirche schrieb Hildesheimer, ihr Vorderbau mit den Türmen sei »das abschreckendste, was es im Kirchenbau überhaupt gibt«. Er genoss den Hofgarten unter blühenden Bäumen, bemerkte, die Stadt entwickle sich zu einem internationalen Kunstzentrum; er war als Maler lose mit der ZEN-Gruppe abstrakter Maler assoziiert. Von einer Molière-Inszenierung in den Kammerspielen 1951 schreibt er, er habe sich »fast buchstäblich krankgelacht. Meine Begleiterin musste mir ein Taschen-

tuch in den Mund stopfen.« Er traf sich in der Stadt mit Adorno und dem Lektor Friedrich Podszus zum Essen und scherzte über Wammerl, »streng koscher, vom Oberrabbinat selbst für Minderjährige zugelassen«. Mit den Münchnern sei während der Oktoberfestzeit nichts anzufangen; sein eigener Besuch dort war »a Mordsgaudi«, mit dem besten Backhendel, das er je gegessen habe.

Er las in diesen Jahren zweimal im Tukan-Kreis, und er versäumte kein Konzert der »musica viva«. Mit dem damaligen Leiter Karl Amadeus Hartmann war er befreundet, die Briefe fließen über von Namen aus dem Musikleben der frühen fünfziger Jahre – er trifft Carl Orff, Bruno Maderna, Luigi Nono, hört Strawinsky, Honegger, Milhaud, Hindemith, you name them ...

Hildesheimer lesen ist ein Erlebnis, weil er einer der wenigen Autoren ist, die keine spezielle Fachidiotie ausgebildet haben – seine Menschlichkeit, sein Witz, sein Repertoire quer durch die Künste sind immer da. In den Münchner Jahren kann man ihm sozusagen beim Wachsen des Repertoires zusehen, nach den »Lieblosen Legenden« schreibt er seinen Fälscherroman »Das Paradies der falschen Vögel«, die ersten Hörspiele und Theaterstücke, zuerst Lustspiele, später die absurden Stücke, deren bedeutendster deutschsprachiger Vertreter er ist, eine Funkoper mit Hans Werner Henze. Aus den Plänen zum Verfassen eines Giftpilz-Kochbuchs, »Giftpilze und ihre Zubereitung«, ist nichts geworden, trotz des

schönen Untertitels: »Wie erspare ich mir das Altern, das Diät-Halten und den lästigen Verkehr mit meinem Nächsten.«

1957 verlassen die Hildesheimers München wegen des Antisemitismus oder wegen des Klimas, das »wirklich grauenhaft« sei, »man wundert sich beinahe, dass man es so lange darin ausgehalten hat«. In Poschiavo (Graubünden), kurz vor der italienischen Grenze, hat er seine bekanntesten Werke geschrieben, mit gelegentlichen kurzen Besuchen in Ambach und München, zuletzt hat er 1987 im Audimax der LMU einen Vortrag über Watteaus »Gilles« gehalten. 1991 ist er in Poschiavo gestorben; des hätt's fei net braucht. ||



WOLFGANG HILDESHEIMER:

»DIE SICHTBARE WIRKLICHKEIT BEDEUTET MIR NICHTS«. DIE BRIEFE AN DIE ELTERN 1937-1962.
Hg. von Volker Jehle | Suhrkamp, 2016 | 2 Bde., 1558 Seiten | 78 Euro
STEFAN BRAESE: JENSEITS DER PÄSSE: WOLFGANG HILDESHEIMER. EINE BIOGRAPHIE
Wallstein Verlag, 2016 | 588 Seiten | 44,90 Euro, E-Book 35,99 Euro
TREIBHAUS. JAHRBUCH FÜR DIE LITERATUR DER FÜNFZIGER JAHRE. WOLFGANG HILDESHEIMER
Hg. Günter Häntzschel, Ulrike Leuschner, Sven Hanuschek | Band 12 | edition text + kritik, 2016 328 Seiten | 38 Euro

Schenken und Tauschen

Büchertipps für alle, die das richtige Geschenk machen wollen, das falsche gegen das richtige umtauschen möchten – oder einfach lieber lesen, als sich ins Getriebe zu stürzen.



PETRA HALLMAYER

Sie wurde als die Entdeckung des Jahres gefeiert. Eigentlich muss man den Kritikerhymnen auf Lucia Berlin nichts mehr hinzufügen. Aber weil es immer noch Menschen gibt, die sie nicht gelesen haben, sei es noch einmal gesagt: Diese Frau, die die Niederlagen und die Einsamkeit eines ganzen Lebens in wenigen Sätzen zusammenfassen kann, ist eine großartige Erzählerin. Lucia Berlin, in deren Geschichten die Katastrophen donnerhallfrei und wie selbstverständlich daher kommen, leuchtet die dunklen und hässlichen Seiten des amerikanischen Alltags aus. Wir begegnen einem herumgeschubsten Mädchen, das für kurze Zeit bei seinem Alkoholikeronkel Zuflucht findet, einer Mutter, die sich, bevor ihre Kinder aufwachen, auf den weiten Weg zum einzigen offenen Schnapsladen macht, einer schwangeren Heroinschmugglerin, Putzfrauen, Krankenschwestern, schnoddrig witzigen und trotzig aufrechten Verlierern. Lucia Berlin schreibt keine elendsgrauen Sozialdramen oder krachige Underdog-Prosa. Ihre Geschichten sind schrecklich schön, raukantig zärtlich und grausam komisch. ||

LUCIA BERLIN:

WAS ICH SONST NOCH VERPASST HABE

Aus dem amerikanischen Englisch von Antje Rávic Strubel | Arche, 2016 | 381 Seiten | 22,99 Euro, E-Book 17,99 Euro



FLORIAN WELLE

»Wann immer er spricht – in seiner Geschichte, in seiner Sprache muss der Erzähler alle Welt noch einmal erfinden«, hat Christoph Ransmayr in einer Preisrede einmal gesagt. In »Cox oder Der Lauf der Zeit« schickt er den englischen Uhrmacher und Automatenbauer Alistair Cox in das kaiserliche China des 18. Jahrhunderts. Die Präzisionskunst der Mechanik trifft auf die Künstlichkeit des höfischen Lebens. Ransmayr hat für diese Begegnung, in der der Zufall ausgeschlossen zu sein scheint, einen Stil gefunden, der Schönheit und Kälte in sich vereint und ihn abermals als meisterlichen Fabulierkünstler ausweist. Manche Kritiker werfen ihm leere Effekthascherei vor und übersehen dabei, dass im Zentrum des Romans der gottgleiche Kaiser Qiánlóng thront. Allgegenwärtig, für niemanden sichtbar. Um ihn herum: zeremonieller Prunk. Cox wurde nach China berufen, um fantastische Uhren herzustellen. Höhepunkt ist die paradox anmutende Konstruktion der »Zeitlosen Uhr«. Sie soll die Dauer der Ewigkeit anzeigen. Das Buch handelt von der Vergänglichkeit, vom Verfließen der (Lebens-) Zeit. Cox trauert um den Verlust seiner fünfjährigen Tochter Abigail, deren Tod auch seine Gattin Faye zum Verstummen gebracht hat. Untrennbar damit verbunden ist ein anderes Thema, das Ransmayrs Werk prägt: das Sehen. So beginnt jedes Kapitel seines wunderbaren »Atlas eines ängstlichen Mannes« mit »Ich sah ...«. Auch der »Cox« ist durchzogen von der Metaphorik des Blicks. Über Qiánlóng heißt es, dass er alles wahrnimmt, »selbst bei geschlossenen Augen«. Und die mädchenhafte Konkubine Ân, der Ransmayr das Buch gewidmet hat, wird mit den Worten eingeführt: »Wer solche Augen aufschlagen konnte, der konnte damit erschaffen oder zum Verschwinden bringen, was er sah.« Eines der schönsten Bücher der Saison! ||

CHRISTOPH RANSMAYR:

COX ODER DER LAUF DER ZEIT

S. Fischer Verlag, 2016 | 304 Seiten | 22 Euro, E-Book, 19,99 Euro



GISELA FICHTL

Eine Geschichte mit vielen Enden. Das erste schon auf Seite 38: Da wird Gustavo Sánchez stolzer Besitzer des Gebisses von Marilyn Monroe. »Die Zähne sahen etwas gelblich aus, angejährt und vielleicht ein klein wenig schief, wahrscheinlich, weil Divas rauchen.« Dennoch hört er nach der Implantation des »heiligen Gebisses« nicht mehr auf zu lächeln. Etliche Episoden später erbt Gustavo eine Sammlung von Gebissen, die er in einem spektakulären Showdown nach vielerlei Wirrnissen in einer Kirche versteigert, und steuert auf ein weiteres Ende dieses Buches zu. Es seien die Gebisse berühmter Menschen wie Plato, Rousseau, Montaigne, Virginia Woolf ..., wertvoll nur durch die Namen und die Geschichten, die Gustavo dazu erzählt. Und da wären wir schon beim nächsten Ader-Nase-herum-geführt-Werden: Sämtliche Onkels, Tanten, Söhne und Zahnärzte tragen Namen von Berühmtheiten – Elvis, Sartre, Van Dyke und so weiter. Auch Gustavos unehelich gezeugter Sohn, der in einer Art sadistischer Performance seinem Vater das Gebiss von Marilyn Monroe ... – aber das wollen wir vielleicht doch nicht verraten. Er trägt den Namen Ratzinger. »Die Geschichte meiner Zähne« ist ein höchst skurriler Schelmenroman, der schamlos mit Zuschreibungen und der Aufwertung von Banalitäten durch illustre Namen jongliert. Sollen wir der Autorin glauben, die im Epilog behauptet, das Buch sei das Ergebnis eines Kunstprojekts? Gefundenes Fressen für Leser, die Literatur mit Biss zu schätzen wissen, ist es auf jeden Fall. ||

VALERIA LUISELLI:

DIE GESCHICHTE MEINER ZÄHNE

Aus dem Spanischen von Dagmar Ploetz | Kunstmann Verlag, 2016 | 192 Seiten | 18,95 Euro, E-Book 16,99 Euro



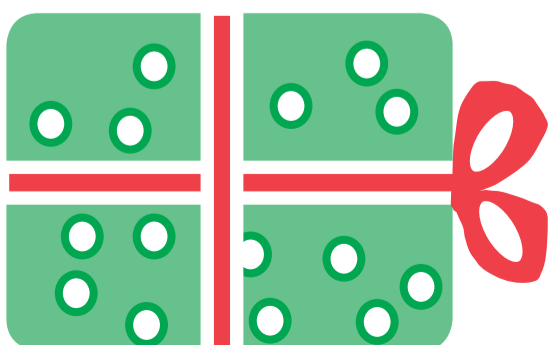
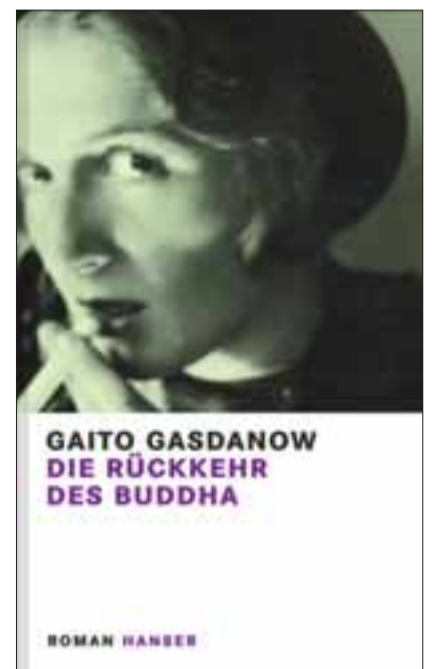
PETRA HALLMAYER

Zu Beginn erlebt der Erzähler seinen Tod, gleich zweimal wird er verhaftet: In einer kafkaesken Albtraumszene findet er sich im Gefängnis eines mysteriösen Zentralstaates wieder, ehe er in Paris des Mordes beschuldigt wird. Für den Protagonisten des 1971 in München gestorbenen russischen Autors, dessen Werk nun posthum veröffentlicht wird, sind die Grenzen zwischen Wahn und Wirklichkeit, Gedanken und Taten ebenso brüchig wie die der eigenen Identität. Mit kunstvoller sprachlicher Präzision entfaltet Gaito Gasdanow in »Die Rückkehr des Buddha« ein atmosphärisch dichtes und fesselndes Geflecht halluzinatorischer Geschichten um eine Entwurzelung, die weit tiefer reicht als die Erfahrung des Exils. Am Ende dieses zugleich wunderbar altmodischen und modernen Romans, in dem auch ein Krimi steckt, rettet sich der heimatlose Erzähler in »die einzige Fata Morgana«, die ihm in einer chaotischen Welt ohne Gewissheiten Halt verspricht – die Liebe. ||

GAITO GASDANOW:

DIE RÜCKKEHR DES BUDDHA

Aus dem Russischen von Rosemarie Tietze | Carl Hanser, 2016 | 224 Seiten | 19,90 Euro, E-Book 15,99 Euro



GÜNTER KEIL

Angeblich ist dies ein Roman. Ein nützlicher, wie der Untertitel behauptet. Und ein schlechter, wie der Autor zugibt. Schlecht, weil er das Gegenteil eines guten Romans sei, also nicht Klischees über Liebe, Reichtum und den Segen des Kapitalismus verbreite. »Ein verworrenes Buch«, behauptet Jarett Kobek, und tatsächlich: eine ausgefeilte Dramaturgie bietet es nicht. Stattdessen: 365 Seiten Abrechnung, Kritik, schwarzer Humor. Kobek wettert gegen die Ausbeutung der Unterschicht, die Benachteiligung von Afroamerikanern und Frauen, die Lügen der Internetkonzerne, die Arroganz der Reichen: »Ständig erklären Milliardäre Menschen, die keine Milliardäre sind, wie man Milliardär werden kann. Fast immer ist das unerträglicher Schwachsinn.« Vieles, was Kobek kritisiert, ist längst bekannt und auch schon in fiktionalen Werken wie Dave Eggers' »The Circle« thematisiert worden. Doch der US-Autor teilt nicht nur aus – er begeistert mit Sprachwitz und Radikalität. Zudem liefert er jede Menge Fakten. Seine schräge Streitschrift gegen Deregulierung und Gentrifizierung hat also durchaus Relevanz und regt zum Nachdenken an. Oder zum Boykott – von Google, Amazon, Apple & Co. Zu Kobeks Stärken zählt auch seine Selbstironie, mit der er unter anderem die wohl eher geringe Wirkung seines Buches beschreibt: »Der einzige Ort, an dem Worte Macht haben, ist die Klowand.«

JARETT KOBEK:**ICH HASSE DIESES INTERNET**

Aus dem Amerikanischen von Eva Kemper
S. Fischer, 2016 | 368 Seiten | 20 Euro, E-Book
16,99 Euro



HANNES S. MACHER

Liebe in Bayern, das ist ein schier unerschöpfliches Thema in Gedichten, Erzählungen, Romanen, Theaterstücken, Filmen und Liedern. Doch keinen trivialen Almanach über »d' Liab dahoam« hat der Bavarica-Spezialist Gerd Holzheimer hier zusammengestellt, sondern er hat sich auf die Pirsch gemacht, bekannte und weniger bekannte Texte über den »Eros in Bayern« (so der Untertitel) nicht chronologisch, sondern nach Themen wie »Anbandeln«, »Ein unvergessliches Erlebnis« oder »Eifersucht« geordnet. Da stehen die Minnelieder von Walther von der Vogelweide neben einem Auszug aus Frank Wedekinds Schauspiel »Frühlings Erwachen« und Liebesgedichten von Bert Brecht. Und im Kapitel »Machismo« dürfen natürlich die (falschen) Liebeschwüre vom Monaco Franze ebenso wenig fehlen wie Satiren der Biermösl Blosn. Doch liegt der Reiz dieser Anthologie nicht nur in der Gegenüberstellung von Texten aus zehn Jahrhunderten zu allen Erscheinungsformen und Spielarten der Liebe, sondern auch in den ebenso kenntnisreichen wie amüsanten Kommentaren und Hinweisen zur Biografie und zum Werk der jeweiligen Autorinnen und Autoren.

HOLZHEIMER, GERD (HG.):**»MAN HAT HALT SO EINE SEHNSUCHT IN SICH ...« – EROS IN BAYERN**

Bayerland Verlag, 2015 | 240 Seiten | 14,90 Euro



GÜNTER KEIL

Dass Ian McEwan ein Sprachästhet ist, weiß man. Diesmal hat er jedoch mit so spürbar großer Freude an seinen Formulierungen gefeilt wie selten zuvor. McEwans Ton ist beschwingter als sonst, und er erzählt eine subtile Geschichte aus der Perspektive eines Ungeborenen. Dieser Gebärmutterbewohner ist intelligenter als viele Erwachsene. Er interpretiert Geräusche und Bewegungen, reflektiert das Weltgeschehen und bangt um seine Zukunft. Nicht nur, weil ihm die Entwicklung Europas Sorge macht, sondern weil seine Mutter einen Mord begehen will. Trudy, so heißt die Londonerin, möchte ihren Gatten John umbringen. Denn der erfolglose Dichter langweilt sie. Mit seinem Bruder Claude hat sie eine Affäre – gemeinsam wollen die Liebenden John aus dem Weg räumen. Ein Brudermord, der an »Hamlet« erinnert. Das Ungeborene hasst seine Mutter für ihr verwegenes Vorhaben, und doch liebt es sie weiterhin. Direkt aus dem Mutterbauch heraus entfaltet Ian McEwan ein virtuoseres Kammerspiel. Geistreich und philosophisch spielt er mit den existenziellen Themen eines großen Dramas: Verbrechen und Schuld. Ein köstliches, keineswegs kindisches Vergnügen.

IAN MCEWAN: NUSSSCHALE

Aus dem Englischen von Bernhard Robben
Diogenes, 2016 | 288 Seiten | 22 Euro, E-Book
18,99 Euro

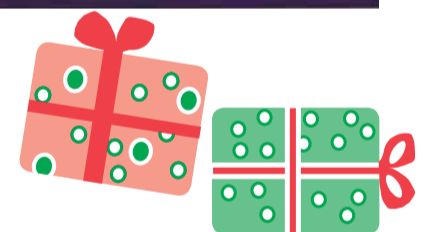
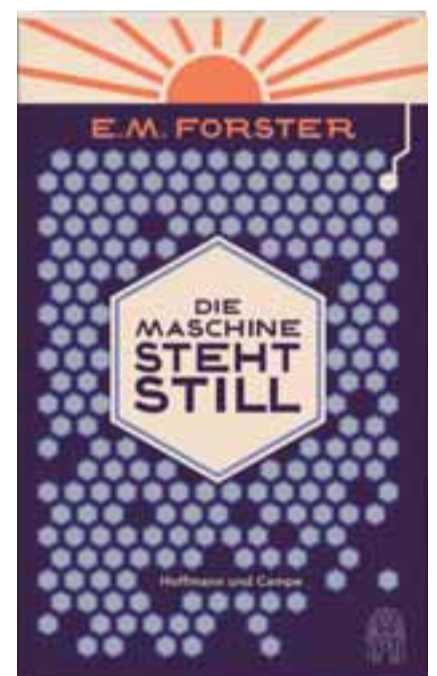


THOMAS ENDL

Vashti verlässt ihr Zimmer kaum. Sie hat zwar Abertausende von Bekannten, doch mit denen kann sie per Knopfdruck kommunizieren. Überhaupt alles, was sie braucht, fordert sie über »die Maschine« an. Die Möglichkeiten, die uns heute von Facebook, Google, Amazon und Co. geboten werden, hat E. M. Forster in seiner bereits 1909 erschienenen Dystopie »Die Maschine steht still« vorhergesehen – und bis zum bitteren Ende durchgespielt. In einer postapokalyptischen Zivilisation unter der Erdoberfläche sorgt »die Maschine« für das perfekte Dasein – auch ungefragt: »Kuno«, teilte Vashti ihrem fernen Sohn mit, »ich kann dich nicht besuchen. Mir ist unwohl.« Prompt fiel aus der Zimmerdecke ein gewaltiger Apparat, der ihr ein Thermometer in den Mund und ein Stethoskop auf die Brust schob. Kuno hingegen hat Sehnsucht nach echtem Leben und wagt die Flucht aus dieser kalten, nur scheinbar fürsorglichen Welt.

E. M. FORSTER: DIE MASCHINE STEHT STILL

Aus dem Englischen von Gregor Runge | Hoffmann und Campe, 2016 | 80 Seiten | 15 Euro



CORNELIA FIEDLER

Da sitzt diese tolle Frau, Natalie, sein Blind Date. Sie erzählt, sie lacht, sie scheint ihn gar nicht doof zu finden. Er, Marshall – Nerdbrille, Durchschnittsvisage, Midlife-Crisis – müsste jetzt dringend was Kluges dazu sagen, was Witziges! Das Dumme ist, ihre weißen, freundlich blubbernden Sprechblasen werden von seinen selbstzweifelnden, schroffen, gelben Gedankenblöcken fast ganz überlagert. Was hat sie gefragt? Äh, hm, also ... Marshall wird es verbocken, spätestens als er, der Hass gewöhnte Internet-Troll, einen Bettler am Restaurantisch anschreit. Oder soll ihn etwa die Liebe zum besseren Menschen machen? Kaum, Daniel Clowes (»Ghost World«) ist kein Autor der einfachen Lösungen. Seine Comicfiguren sind vom Leben verhunzt, verschoben, verquer – Natalie ebenso wie Marshall. Erst ein Spießrutenlauf unangenehmster Situationen erlaubt am Ende beiden pragmatische Ehrlichkeit. Und plötzlich ist da genug Platz für Sprechblasen und Gedanken, nebeneinander. ||

DANIEL CLOWES: MISTER WONDERFUL

Aus dem Amerikanischen von Heinrich Anders Handlettering Michael Hau | Reprodukt, 2015 80 Seiten | 24 Euro



TINA RAUSCH

Vieles hat man diesen Herbst über Emma Cline's Debüt »The Girls« gelesen. 2014 schloss die junge Kalifornierin einen millionenschweren Vertrag für ein Buch ab, das im Umfeld der Charles-Manson-Familie spielen sollte. Dass diesem in Gestalt des Russell nun lediglich die Nebenrolle zukommt, war ein cleverer Schachzug: Statt den Massenmörder und seine Taten literarisch zu überhöhen, konzentriert sich Cline auf ihre Hauptfigur Evie Boyd. Zu Beginn der Erzählung eine einsame Frau mittleren Alters, wirft Evie die zufällige Begegnung mit einer jungen Frau auf die eigene Biografie zurück. Als 14-Jährige ist sie fasziniert von einer Gruppe verwahrloster Hippie-Mädchen – allen voran die 19-jährige Suzanne –, die zu besitzen scheinen, was ihr fehlt: das Vertrauen darauf, gesehen zu werden. »The Girls« lotsen Evie zu Russels Ranch. Der Rest ist (Kult-)Geschichte; doch so universell wie Cline hat sie noch niemand erzählt. Auf dem Hörbuch findet Suzanne von Borsody stets den perfekten Ton. Mühelos wechselt sie mit ihrer ruhigen, unaufgeregten Stimme die

Erzählebenen, übernimmt mal die Perspektive der jungen, ahnungslosen Evie, mal die der älteren, deren gesamtes Leben im Schatten des kalifornischen »Summer of 69« steht. Und dann, wenn alles vorbei ist – die Morde geschehen, der Drahtzieher und seine Jüngerinnen gefasst –, folgen wir der Erzählerin auf einen letzten Strandspaziergang. Und halten bis zum Schluss den Atem an. ||

EMMA CLINE: THE GIRLS

Aus dem Englischen von Nikolaus Stingl | Gelesen von Suzanne von Borsody | Hörbuch Hamburg, 2016 | 9 CDs, ca. 680 Min. | 21,99 Euro



FLORIAN WELLE

Wenn Bela B nicht gerade für »Die Ärzte« trommelt, dann treibt er sich in Filmen herum oder seine Solokarriere voran. Zudem taucht er immer wieder in Hörspielen und -büchern auf. Seiner Leidenschaft für Sprechrollen verdanken wir nun ein Projekt, das mit einem glorreichen Halleluja den Cowboyhut vor einem Filmgenre zieht, das längst das Zeitliche gesegnet hat: dem Spaghettiwestern. Für »Sartana. Noch warm und schon Sand drauf« schlüpft der Punk in die Rolle des unkaputtbaren »Charismatikers im Totengräberkleidchen«. Zwischen 1968 und 1970 ballerte sich Sartana in fünf Filmen in die Herzen der B- und C-Movie-Fans, immer einen Spruch irgendwo zwischen Dada und Gaga auf den Lippen. Das WDR-Hörspiel basiert auf Rainer Brandts Synchronfassung des gleichnamigen Films, für die Regie zeichnet Leonhard Koppelman verantwortlich. Brandt schrieb auch die Dialoge für Terence Hill und Bud Spencer, und so wimmelt es auch in »Sartana« von verbalen Flapsigkeiten. Im Saloon stehen »Watschengesichter« herum, die »taub am Löffel« sind, weshalb man ihnen wahlweise mit dem »Engelmacher«, dem »Peacemaker« oder der »Bleispritze« auf die Sprünge (ins Jenseits) helfen muss. Worum es geht? Im engeren Sinn um Grundstücksspekulation. Im weiteren um Gier. In den Sprech von »Sartana« übersetzt, heißt das: um »Machos, Mörder, Möpse«. Hörspiel-Kaliber wie Oliver Rohrbeck und Stefan Kaminski komplettieren das Ensemble. Musikalisch untermalt wird der lässige Italowestern-Spaß durch Songs von Bela B, Peta Devlin und den »Smokestack Lightnin'«. ||

BELA B, RAINER BRANDT: SARTANA. NOCH WARM UND SCHON SAND DRAUF

Der Hörverlag, 2016 | 2 CDs | Laufzeit ca. 92 Min. 16,99 Euro

GABRIELLA LORENZ

So ein verregneter Sommer wie der letzte beschert Menschen schlechte Laune und manchen Insekten Hungersnot. Weil die Touristen auf der Almwiese ausbleiben, finden die Stechmücken kein Frischfleisch mehr. Um zu überleben, stürzen sich die Bremsen in ihrem Blutdurst sogar auf Artgenossen und andere tierische Almbewohner. Selbst die Schneckenpolizisten sind völlig zerstochen! Solchen Kannibalismus gab's hier noch nie. Aber die einfallreiche Marienkäfer-Tankwirtin Mary hat bald eine tollkühne Idee, wie man dem Grafen Bremsula und seiner Vampir-Sippchaft den Zahn ziehen kann. Und alle Stammkunden Marys – wie der Grashüpfer Hubsi und der Totengräberkäfer Boanl – zie-



hen am selben Strang bzw. Zahn. Die Schauspieler Stefan Murr und Heinz-Josef Braun haben dieses zweite Käfer-Mary-Abenteuer erfunden und mit Johanna Bittenbinder als Mary ein herrlich verrücktes bairisches Hörspiel mit Liedern für Kinder ab 6 gestaltet. Bei so viel fantasievollem Aberwitz können sich auch die Eltern wunderbar vergnügen. ||

KÄFER MARY UND GRAF BREMSULA

CD, 57 Min. | Rec Star | ab 8,90 Euro



CHRISTIANE PFAU

Eiben können 20 Meter hoch werden und sind hochgiftig. Im Altertum waren sie als Totenbaum bekannt, bis heute gelten sie, richtig dosiert, als Heilpflanze. Der 13-jährige Conor wohnt neben einem Friedhof, auf dem eine riesige Eibe steht, die sich als besonders ungewöhnliches Exemplar entpuppt: Nachts, immer sieben Minuten nach Mitternacht, erhebt sich der Baum aus dem Erdreich und besucht den alpträumgeplagten Conor. Die Eibe kann sich nicht nur fortbewegen, sie hat auch eine Stimme, die das Haus erzittern lässt. Dass der Besuch tatsächlich stattgefunden hat und er sich den sprechenden Baum nicht nur einbildet, belegen rote Beeren und grüne Nadeln, die am nächsten Morgen auf dem Boden seines Zimmers liegen. Sorgen hat der verwirrte, verzweifelte Conor auch so schon genug: Seine Mutter ist krank und entgleitet ihm Tag für Tag mehr. In der Schule ist er ein Außenseiter, und seine Großmutter geht ihm schrecklich auf die Nerven. Die knorrige Eibe erzählt ihm drei merkwürdige Geschichten, die Conors Verständnis von Moral, richtig und falsch auf den Kopf stellen. Die Erzählung der vierten und letzten Geschichte überlässt die Eibe dem Jungen, der sich so von dem Schrecken befreit, der sein Leben überschattet. Patrick Ness hat die ungewöhnlich komponierte Geschichte, die die vorzeitig verstorbene Siobhan Dowd nicht vollenden konnte, zu Ende geschrieben, und man kann nur staunen, wie liebe- und respektvoll und dabei völlig unprätentiös die beiden das Thema »Loslassen« behandeln, auch wenn es dem Leser schier das Herz zerreißt. Zum Trost sei verraten: Die Geschichte geht auf sehr spezielle Weise gut aus. Man darf gespannt sein, wie der gleichnamige Film, der im Februar mit Starbesetzung ins Kino kommt, das bildstarke Szenarium umsetzen wird. ||

PATRICK NESS, SIOBHAN DOWD: SIEBEN MINUTEN NACH MITTERNACHT

cbj, 2013 | 216 Seiten | für Leser ab 13 Jahren 9,99 Euro

Anzeige

GESCHENK

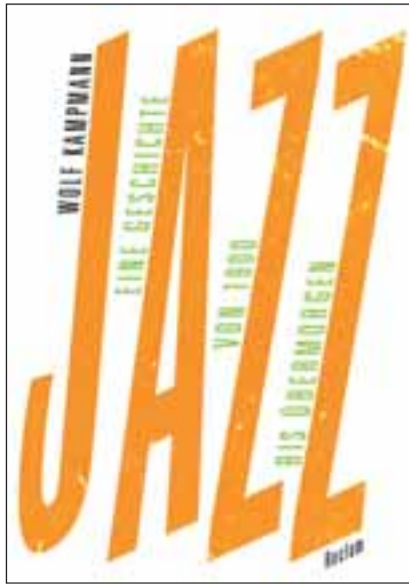
ABO

4 STÜCKE

60 / 80 / 100 / 120 EURO

TEL 089 / 233 966 02
 ABONNEMENT@KAMMERSPIELE.DE
 WWW.KAMMERSPIELE.DE
 AUCH ONLINE BUCHBAR

THEATER DER STADT
 MÜNCHNER
 KAMMERSPIELE



RALF DOMBROWSKI

Es sei das vorläufige letzte Buch, das er über Jazz schreiben werde, meint Wolf Kampmann. Das wiederum macht nichts, denn viel mehr muss man über die Geschichte der improvisierenden Musik nicht erfahren, um sich während der Lektüre oder im Anschluss daran hörend und erforschend sein eigenes Bild zu machen. »Jazz – Eine Geschichte von 1900 bis übermorgen« packt auf knapp 400 Seiten ebenso unterhaltsam formuliert wie umfassend recherchiert die Entwicklung einer klingenden Ausdrucksform in Worte, die ohne den Rekurs auf die sozialen, gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen in einem Netz aus Mythen und Deutungen gefangen bleibt. Vieles liest sich neu, manches anders, Legenden werden verworfen, Zusammenhänge hergestellt, begründet und belegt aus der Perspektive eines erfahrenen Kulturjournalisten, der den Blick über den Tellerrand des eigenen Spezialgebietes als grundlegend erachtet. Jazz wird auf diese Weise aus der Isolation musikwissenschaftlicher, hagiografischer, ideologischer Exegese geholt und als Phänomen, Haltung und Lebensumstand von Künstlern nachvollziehbar, bleibt aber trotzdem nahe an den prägenden Persönlichkeiten. Ein profundes Buch, das Bewunderung und Skepsis für eine der kreativsten Musikformen des vergangenen Jahrhunderts auf einer belastbaren Faktenlage vereint. ||

WOLF KAMPMANN: JAZZ – EINE GESCHICHTE VON 1900 BIS ÜBERMORGEN
Reclam, 2016 | 392 Seiten | 34,95 Euro, E-Book 29,99 Euro



PETRA HALLMAYER

Óscar Martínez erschütternde preisgekrönte Reportagen führen in Regionen, aus denen sich der Rechtsstaat verabschiedet hat, in denen seine Vertreter mit Verbrechern zusammenarbeiten oder gelähmt sind vor Angst. Der Journalist und Schriftsteller erzählt von Kindern, die das Morden lernen, von Killerkommandos, die Polizeiwachen in Leichenhallen verwandeln, von der Ohnmacht der wenigen, die den Kampf nicht aufgeben gegen das Krebsgeschwür der Gewalt, das die Gesellschaft in Guatemala, Honduras, El Salvador und Nicaragua zerfrisst. Martínez' pointierte kommentierte Geschichten zeigen nicht zuletzt auch die Folgen des amerikanischen Antidrogenkrieges. Schmerzlich nüchtern schildert er, wie Palmölkonzerne und Mafiabosse Bauern

von ihrem Land vertreiben, Naturschutzgebiete zu Reservaten für Drogenhändlerclans verkommen und Menschen, die in die USA fliehen wollen, betrogen, verkauft und zur sexuellen Handelsware gemacht werden. Viele können es nicht einmal versuchen. Sie sind gezwungen, in einer Welt zu leben, in der die Gesetze »wie Schlangen« sind, »die nur jene beißen, die barfuß laufen«. ||

ÓSCAR MARTÍNEZ: EINE GESCHICHTE DER GEWALT. LEBEN UND STERBEN IN ZENTRALAMERIKA
Aus dem Spanischen von Hans-Joachim Hartstein | Antje Kunstmann, 2016 | 304 Seiten 24,95 Euro, E-Book 21,99 Euro

FRANZ ADAM

Ein schöner Titel. Aber, um bei Lorient zu bleiben: »Rechtschreibung ist keine bloße Zier. Sie ist weniger das Lametta als der Christbaumständer.« Der Wiener Literaturwissenschaftler und Lektor Stefan Winterstein beschreibt in seinem dudengelben Repertorium »diesen eigentümlichen Apparat« (um zu Kafka zu kommen), die Rechtschreibung und alles, was nach ihrem angeblichen Tod auf dem Spiel steht, so facettenreich und differenziert, wie es sich die Schulweisheit von Oberlehrern à la Bastian Sick nicht träumen lässt. Wer amüsante bis fatale Exempel sprachlicher Entgleisung sucht, kommt zwar auch hier nicht zu kurz, doch Winterstein interessieren mehr die Ursachen und Implikationen der wachsenden Ignoranz gegenüber der regulierten Schriftkultur. Dabei gibt er nicht den kulturpessimistischen Ankläger, was sowieso sinnlos wäre. Seine Beobachtungen sind subtil, anspielungsreich, oft aphoristisch knapp: Sie streifen den Medi-

enwandel wie die Rechtschreibreform, und selten wurden deren Vorgeschichte, Begleitumstände und Folgen, das desaströse Ausmaß einer von vornherein absehbaren Pleite, so präzise auf den Punkt gebracht. Was tun, wenn Widerstand zwecklos scheint? Die Arbeit des Lektors geht weiter, er »ist gar kein Dogmatiker, sondern im Gegenteil tiefer Skeptiker«, »im menschlichen Garten eine botanische Rarität«, und das große Trotzdem, mit dem Winterstein ihn am Ende durchaus selbstkritisch vorstellt, einen, der unsichtbar bleibt, wenn er gut arbeitet, geht über die Werbung für den eigenen Berufsstand hinaus. Der schmale Band trifft zeitdiagnostisch ins Schwarze. ||

STEFAN WINTERSTEIN: FRÜHER WAR MEHR RECHTSCHREIBUNG. ESSAY.
Limbus, 2016 | 150 Seiten | 15 Euro



Anzeige

IHR FESTTAGS-PROGRAMM

auf **BR-KLASSIK**

BR
KLASSIK



24. Dezember bis 6. Januar

„Die Macht der Musik“: Händel – eine Hörbiographie | Festspiel-Nachlese
Bach: „Weihnachtsoratorium“ | Orgel-Festival | Produktionen aus den BR-Studios
Dirigenten bei der Probe | Featurefest | Maurizio Pollini zum 75. Geburtstag
In memoriam – Nikolaus Harnoncourt und Pierre Boulez | Do Re Mikro
Jazztime | Mittagsmusik extra | Silvesterkonzert der Berliner Philharmoniker (live)
Neujahrskonzert der Wiener Philharmoniker (live)

facebook.com/brklassik
br-klassik.de/festtage

Augsburg 102.1 | Hof 102.3 | Ingolstadt 88.0 | Lindau 87.6 | München 102.3 |
Nürnberg 87.6 | Passau 95.6 | Regensburg 97.0 | Würzburg 89.0 | Bayernweit im
Digitalradio DAB+ | Bundesweit digital im Kabel | Europaweit digital über
Satellit Astra 19,2 Grad Ost | Weltweit live im Internet

LYRIK

Bevor der Schnee kommt

Bevor der Schnee kommt,
bin ich weiß vor Verheißung.
Starre aufs Astwerk, den grauen See,
die Matriz des Tags,
kaue Lakritze und lese die
Bekenntnisse eines Lemuren.
Es dauert. Sie sagen: heute,
sagen: morgen, aber er zaudert.
Lauert auf die Nacht wie ein
Dieb und fällt in die Saat.
Dann bin ich hellwach.

ILMA RAKUSA

© Literaturverlag Droschl Graz – Wien 2016,
mit freundlicher Genehmigung

ILMA RAKUSA: IMPRESSUM: LANGSAMES LICHT. GEDICHTE
Literaturverlag Drosch, 2016 | 184 Seiten
20 Euro

»Namen, Episoden, Zahlen, / schnell eingekritzelt auf einem / warmen Stein oder zwischen / Tür und Schlaf. [...]« – der Notizblock der Mutter für das, »was unterwegs geschah«. Ilma Rakusas Gedichte erwachsen aus der Erfahrung, dass der Versuch, das Vergehende mit Worten neu zu benennen, präsent zu machen, nicht gelingen kann. Zugleich ist Rakusas eigene Reise – zwischen den Zeiten, den Orten, den Bildern – eine Vergewisserung solcher Verwandlung, die dem Ich im Moment geschieht und im Gedicht erscheint: »der Moment hat keine Meinung / er leuchtet und nimmt mich / freimütig auf bis ich merke / er hat mich umgetauft / Impressum: langsames Licht«, so lauten die Zeilen, aus denen der zuerst sperrig anmutende Titel des neuen Bandes gewählt wurde.

Ilma Rakusa lebt in Zürich, wo sie 1971 als Slavistin promovierte und lehrte. Am 2. Januar 1946 wurde sie als Tochter eines slovenischen Vaters und einer ungarischen Mutter im heute slowakischen Rimavská Sobota geboren und war als Kind zwischen Städten, Ländern und Sprachen unterwegs. Als Übersetzerin wirkt sie als wichtige Vermittlerin der vielsprachigen mitteleuropäischen Literatur, auch als Autorin ist sie zwischen den Kulturen in Bewegung und wurde zuletzt mit dem Manès-Sperber-Preis und dem Berliner Literaturpreis (und damit der Poetik-Gastprofessur an der Freien Universität) ausgezeichnet.

Ilma Rakusas Gedichte laden zu vielen Orten, Zeiten, Dingen, Bildern, Homagen, Träumen, Wünschen und Melancholien ein. Hier zu einer Lektüre von László Garaczis Roman »Bekenntnisse eines Lemuren«, dem verstörenden Höllentrip einer verschrobene Poetenfigur als Rekrut bei der ungarischen Artillerie und im Arbeitsdienst bis zu einem späten unverhofften Glück. Zu Momenten, Minuten. Zu Lektüren im Licht, in der Zeit, in der Zeitung: »Marine Le Pens abgebremstes Gesicht / und die Verzweiflung von Mamun Abdelkarim / der Syriens Kulturgüter zu retten versucht«. || **tb**

Von Affen und Äpfeln

Einzigartige Bilder: Wang Yani malt schon ihr ganzes Leben lang, seit 20 Jahren in München. Ein Atelierbesuch.

THOMAS BETZ

Samstagabend vor dem ersten Advent. Verkaufstag und offene Tür im Atelier von Wang Yani in Neuhausen. Es ist der Eingangsraum eines kleinen Ladenlokals; den riesigen Tisch bedecken, quadratisch gerahmt, kleinere Tuschpinselarbeiten. Einige haben schon rote Punkte, und letzte Besucher kommen vorbei, um noch einen Blick auf ein eventuelles Lieblingsmotiv zu werfen. Aus dem Zimmer des Kollegen daneben, drei Stufen höher, klingt Weihnachtsjazz. Und hinten an einer freien Ecke des raumfüllenden Tisches sitzt Yanis jüngere Tochter und malt auf Reispapierblätter Pflanzenmotive, jedes – wie die Bildchen der Mutter – von eigener Schönheit. Ein Künstleridyll? Dem zweiten Blick begegnen große, kraftvolle Gemälde. Und dahinter eine Geschichte wundersamer Fügungen.

Man soll das Kind in sich nicht verlieren, hört man von Künstlern und Poeten. Wie aber bewahrt man das Kindsein? Und gar ein Leben als »Wunderkind«? Wang Yani (der Vorname folgt im Chinesischen auf den Familiennamen) zeigt Abbildungen. »Das war meine



»Ostwind« | 2015 | Acryl/Leinwand, 120 x 150 cm

frühe Zeit«, sagt sie. »Mit drei bis sechs Jahren«. Und lacht. Sie wurde in einer Konfuzianischen Tempelanlage in Gongcheng geboren, einem Städtchen im Süden. Der Tempel war damals, 1975, ein Kulturzentrum, und der Vater lebte hier als Staatsangestellter und Maler. Sein Atelier hatte er in einem Nebenge-



Wang Yani neben ihrem Gemälde »Blauer Apfel Nr. 2« | 2015 | Acryl/Leinwand, 120 x 150 cm

bäude. Und Yani saß, während die Mutter arbeitete, da und malte auch. Mit zwei Jahren hatte sie zu zeichnen angefangen und bald die Pinselmalerie gemeistert, deren Techniken gemeinhin jahrelange Übung erfordern. Man entdeckte ihr überragendes Talent, als Vierjährige hatte sie die ersten Ausstellungen in Shanghai, Changzhou, Yangzhou – und das ging so weiter.

Sie schuf Tausende Bilder. 1984 erschien in Peking das erste Buch über die junge Künstlerin, auch in deutscher Übersetzung. Es folgten eine Wanderausstellung in Japan und Präsentationen in Stuttgart, Hamburg und London. Noch mehr Bücher liegen auf dem Tisch: darunter zwei amerikanische Monographien im Kontext einer Ausstellungsserie der Smithsonian Institution 1989 in Washington, Kansas City und San Francisco; ein Band von 1986 aus dem Prestel Verlag wurde unter den 50 schönsten Büchern des Jahres ausgezeichnet. Auch philatelistisch ist sie eine Rarität: Yani ist die jüngste Künstlerin, die auf einer Briefmarke gewürdigt wurde. Als die Marke erschien, war sie acht, das Motiv hatte sie mit vier Jahren für die Mutter gemalt, ein kleines Äffchen, das der großen Äffin den Rücken kratzt. Sie hatte einen Affen als Haustier, und Affen waren ihr bevorzugtes Motiv: sehr lebendige, sehr menschliche, sehr zauberhafte Affen erschuf sie. Ihr Stempelsignet trägt deshalb auch einen Affen als Zeichen. »Aber mein erstes Bild mit drei«, unterbricht sich Yani, »war eine Katze«.

Ihren frühen und langen Lebenslauf hat Yani vielleicht schon oft erzählt. Dass sie schulische Prüfungen nachholen musste, weil sie oft unterwegs war, um in ihren weltweiten Ausstellungen live vor Publikum zu malen: um ihr Können und die Originalität ihrer staunenswerten Bilder zu beweisen.

Aber das Wunderkind wurde älter, mit einer Künstlerexistenz als Zwangsjacke, ohne ein normales Leben. In einfachen Bemerkungen berichtet Yani von ihren Neuanfängen in der Kunst, denn zu malen hat sie nie aufgehört. Nach München kam sie 1996 durch ein Stipendium und mit der Hilfe ihrer »zweiten Eltern«, einem deutschen Diplomatenhepaar. An der Kunstakademie nahm Jerry Zeniuk sie in seine Klasse auf. Die Neufindung war für sie nicht einfach, und mit den Unterrichts- und Ausstellungsbedingungen für sich als Nachwuchs war sie nicht zufrieden und wechselte deshalb zu Jürgen Reipka. »Von ihm habe ich viel gelernt, auch die Technik der Monotypie. Wir verstanden uns gut, es war eine schöne Zeit«. Just zu diesem biographischen Moment steht Yanis Mann, der Fotograf Min-an Wu, mit der Ältesten und dem Sohn vor der Tür. Wu hat sie auf der Akademie kennengelernt, er hatte beim blaubärtigen Robin Page studiert. Yanis Diplom 2005 wurde von beiden Professoren, von Reipka und auch von

Zeniuk, unterzeichnet. Ein Jahresstipendium für Frankfurt nahm sie nicht an, denn die Tochter war schon auf der Welt.

Gerade führt ihr Weg sie wieder zurück in den Kunstbetrieb, denn eine Kinderpause ist nicht förderlich für die Karriere. Man muss sich zeigen können: In den Domagk-Ateliers war sie regelmäßig zu sehen. Beim »Kunstsalon« der Freien Münchner und Deutschen Künstlerschaft, wo Wang Yani Mitglied ist, wurden von der Künstlerjury ihre dynamischen Großformate immer wieder ausgewählt.

In Gefäßen und an zwei Ständern hängen vielerlei Tuschpinsel, am großen Tisch sitzen seit einem Jahr die Teilnehmer ihres Tuschpinsel-Kurses. Pinselhaltung, Sättigung mit Flüssigkeit und Strichführung dieser Technik erfordern tausendfaches Üben – eine für jeden höchst individuelle Erfahrung. »Die erste Spur auf dem Reispapier muss perfekt sein.« Wenn freilich Yani ihre großen Formate mit Energie erfüllt, wird der Tisch beiseite gerückt, denn sie malt – wie früher als Kind – auf dem Boden. Nicht in der Küche, sondern im Atelier: »Da bin ich frei.« Bambus, Lotuspflanzen und Äpfel zählen zu den aktuellen Motiven ihrer großen Acrylbilder auf Leinwand, die westliche Technik mit asiatischer Tradition kombinieren und mit denen sie auch bei einer Gruppenausstellung mit jüngeren Akademieabsolventen in der Galerie Rieder vertreten ist. »Äpfel bekommen die Kinder von der Mutter mit, wenn sie das Haus verlassen. Das Zeichen für Apfel bedeutet »alles gut.«

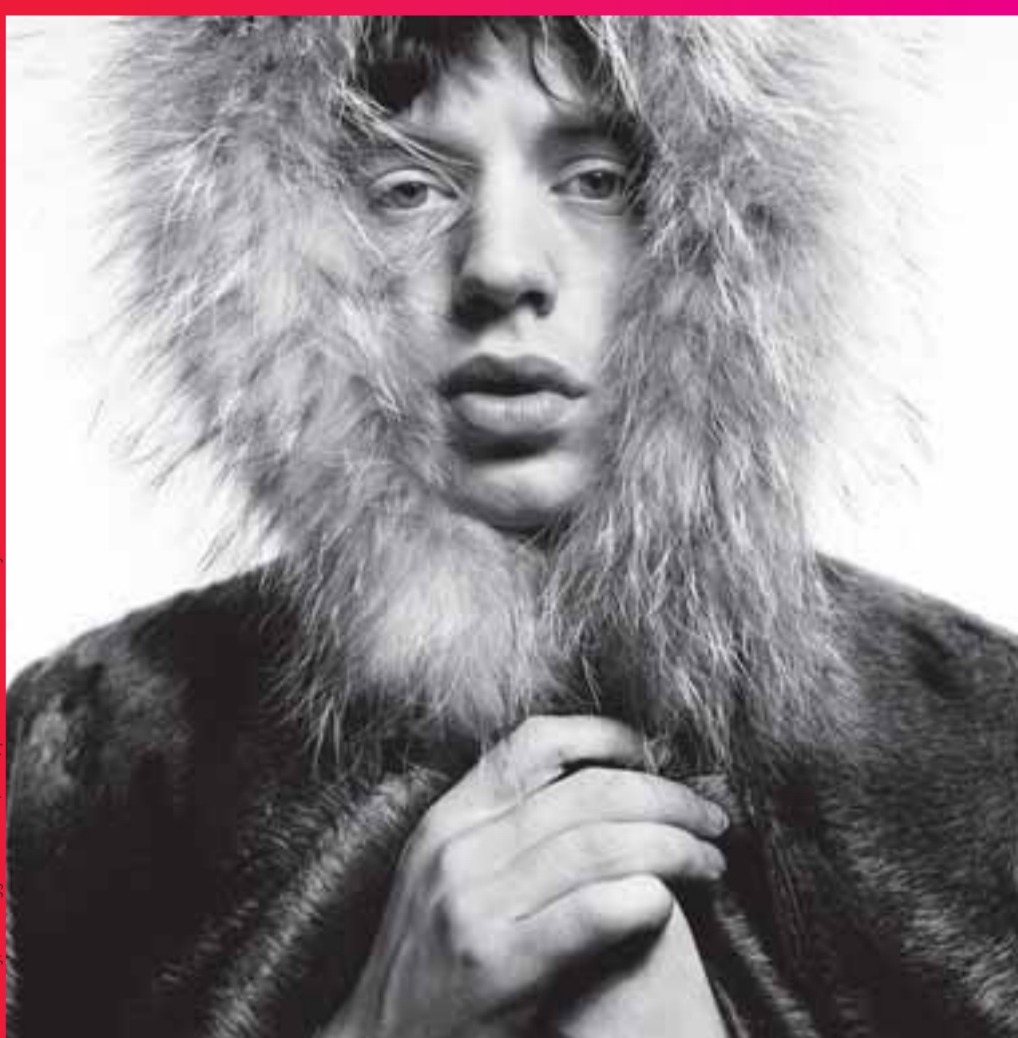


8-Fen-Briefmarke der Chinesischen Post (1983), das Tuschebild malte sie mit vier Jahren © Wang Yani (3)

HIRONOBU AOKI, MANUEL RUMPF, WANG YANI, KIRSTEN ZEITZ
NEUE POSITIONEN
Galerie Rieder | Maximilianstr. 22
bis 21. Januar | Di–Fr 11–13 u. 14–18 Uhr,
Sa 11–15 Uhr

Wang Yani | Atelier Schulstr. 21
wangyani@ymail.com

Anzeige



David Bailey, Mick Jagger, Fur Hood, 1984, printed 2001 © David Bailey

**SHOOT!
SHOOT!
SHOOT!**

FOTOGRAFIE
DER 60ER UND 70ER
JAHRE AUS
DER NICOLA ERNI
COLLECTION

16 SEP 2016
— 15 JAN 2017



MÜNCHNER STADTMUSEUM
www.muenchner-stadtmuseum.de

Kaiser, Künstler und Sterndeuter

Im Mittelalter das Höchste: Bücher mit Bildern! Beispiele meisterlicher, luxuriöser und kurioser Buchillustration von 1400 bis 1540 sind in den Schatzkammern der Staatsbibliothek zu bewundern.



Handy am Ohr? Nein, Griff an die Schläfe, denn der »Vir prudens« muss nachdenken und memorieren, Zitate aus der Bibel und von Weisen wie Seneca sind parat – moralisch-didaktisches Kompendium, Clm 23865 | Regensburg, ca. Mitte 15. Jahrhundert

CHRISTA SIGG

Da vergnügen sich ziemlich menschenähnliche Affen mit einem Weinkrug, und auf einer riesigen Rübe posiert ein fischer Landsknecht. Zwischendrin schnattert ein Kuckucksweibchen, und daneben balanciert ein nicht mehr ganz zartes Jesulein auf einer Rose. Beim Heiligen Geist, der über allem schwebt: Kaiser Maximilian I. hat sich beim Beten ganz bestimmt nicht gelangweilt! Sofern er überhaupt einen Blick in die kostbare Vorlage warf. Sein persönlicher reich verzierter Band gehört zum Besten der Buchmalerei des frühen 16. Jahrhunderts und steht im Mittelpunkt einer kleinen, exquisiten Ausstellung in der Bayerischen Staatsbibliothek.

Ein wundersames Unicum, getrennt und wieder vereint

Das keineswegs handliche Trumm, das in einer der zwei »Schatzkammern« im ersten Stock bei gedämpftem Licht präsentiert ist, wurde 1513 bei Johann Schönsperger in Augsburg auf Pergament gedruckt. Die fein gesetzte Gebetbuchfraktur lässt an eine Handschrift denken, zehn Exemplare dürften es damals gewesen sein, wobei wohl nur das des genannten Habsburgers mit erlesenen Zeichnungen geschmückt ist. Und wie es sich für einen Kaiser gehört, waren die Topkünstler der Zeit am Werk: Hans Burgkmair, Albrecht Altdorfer – von ihm stammt der eingangs beschriebene Reigen, der das Marienoffizium rahmt – Hans Baldung Grien, Jörg Breu, Lucas Cranach d. Ä. und der alles überragende Albrecht Dürer.

So weit, so delikats. Man kann sich in diesen kuriosen Welten aus Heiligen, Rittern, Engeln und Teufeln, Fabelwesen und Waldtieren leicht verlieren. Der Clou indes ist, dass die beiden Teile des nach dem Tod Maximilians getrennten Gebetbuchs nach 60 Jahren erstmals wieder gemeinsam zu sehen sind. Neben dem Münchner Part liegt nun das Gegenstück, das im französischen Besançon aufbewahrt wird. Als die Bayern 1907 ein Faksimile herstellen wollten, lehnten die Konservatoren der dortigen Bibliothèque Municipale eine Leihgabe ab, die Rückkehr schien den Franzosen nicht so sicher zu sein. Also wurde an beiden Orten aufgenommen. Dass beide Teile 1956 im Haus der Kunst ein letztes Mal zusammenkamen, war nach dem Krieg schon ein kleines Wunder. Erst recht dürfen solche Empfindlichkeiten heute die Klimareserven nicht mehr verlassen. Eigentlich.

Der Übergang vom handschriftlichen zum gedruckten Buch wird gerne mit dem medialen Wandel der Gegenwart verglichen. Ganz so plötzlich vollzog sich diese Entwicklung

allerdings nicht. Gleichwohl ermöglichte der Buchdruck nie da gewesene Streuungen, die Übertragungsfehler, die sich durch x-faches Abschreiben eingeschlichen hatten, sanken auf ein Minimum, und wer Aufmerksamkeit erreichen wollte, setzte natürlich auf Druckware. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts kam es zu einem enormen Anstieg der Buchproduktion. Illustrieren konnte man mit Holzschnitten, die – wenn überhaupt – einigermaßen schnell per Hand zu kolorieren waren. Gedruckt wurde, was sichere Abnehmer fand, von Anfang an. Bereits Johannes Gutenberg entschied sich um 1452 ganz ökonomisch, zuerst eine lateinische Bibel aufzulegen, die ließ sich bei den Klöstern in hoher Zahl absetzen. Hinzu kamen Schulbücher, Kalender und die begehrten Ablassbriefe fürs käufliche Seelenheil.

Bibelgeschichte und neue Weltansichten

Selbstredend ist auch eine Gutenberg-Bibel ausgestellt, ein besonders schönes Beispiel, das durch die Säkularisation aus Andechs nach München kam und dessen Seiten mit den Ranken eines anonymen Miniators eingefasst sind. Sowie so kann man sich hier durch eine hochkarätige Geschichte der Bibel gucken. Von Kernstücken wie der um 1430 wahrscheinlich in Ingolstadt entstandenen Ottheinrich-Bibel über das Münchner Exemplar der Furtmeyr-Bibel mit einer eleganten Maria lactans und auffallend plastischem Goldauftrag – der Regensburger Berthold Furtmeyr gehörte zu den international gefragten Star-Buchmalern – bis zur Lutherbibel aus Wittenberg.

Letztere weist neben den Miniaturen Lucas Cranachs und den kolorierten Holzschnitten aus dessen Werkstatt einige Einträge von der Hand Philipp Melancthons auf, Luthers intellektuellem Pendant aus Württemberg. Beide Köpfe der Reformation sind eindrucksvoll por-

trätirt, gleichwohl stereotyp, es ging schließlich um einen hohen »Output«. Aber just dieses Bildnis Luthers hat sich Millionen Menschen eingepägt – Anhängern wie Gegnern.

Der Titel »Aufbruch zu neuen Ufern« meint jedoch nicht nur den Medienwandel und die Veränderungen in der Kirche. In diesem letzten Teil der Ausstellungstrilogie »Bilderwelten. Buchmalerei zwischen Mittelalter und Neuzeit« geht es genauso um die Entdeckung des Lebensraums, des Kosmos oder zumindest der Vorstellung davon, um die Darlegung der Wissenschaften und der Pseudowissenschaften. Weltchroniken wie die des Nürnbergers Hartmann Schedel (1493) fanden großes Interesse, Reiseberichte wurden gierig verschlungen, Kartenmaterial und Weltkugeln waren nicht nur bei den frühen Globetrottern gefragt.

Und auch hier kann die Staatsbibliothek aus dem Vollen schöpfen. Auf einem 1505 bei Johann Froschauer in Augsburg erschienenen Einblattdruck sind Indianer abgebildet; Martin Waldseemüller hat 1507 einen Globus zum Ausschneiden und Zusammenkleben gedruckt – übrigens schon mit der Bezeichnung Amerika für den neuen Kontinent. Und alles gehörte ja auch irgendwie zusammen: Astronomie und Astrologie, Glaube und Aberglaube, und wenn es sich anbot, kamen gleich noch detaillierte medizinische Abhandlungen hinzu wie in einer bayerisch-schwäbischen Sammelhandschrift (um 1485) mit der anatomischen Darstellung einer Schwangeren und den dazugehörigen Kindslagen. Etwas heftiger ist in diesem Kodex (Cgm 597) der »Wundenmann mit Waffen« – so schaut's aus, wenn man von Messern und Dolchen und Nägeln massakriert wurde. Ob diese Gedächtnishilfe für Chirurgen im Ernstfall wirklich weiterhalf, darf bezweifelt werden.

Doch die Macht der Medizin war in mehrererlei Hinsicht überschaubar. Für lebensbe-

stimmend hielt man die Planeten, vor allem deren Stellung bei der Niederkunft. Das zeigt nicht nur eine Darstellung der Planetenkinder im berühmten Hausbuch der Fürsten Waldburg-Wolfegg (um 1480), die astrologischen Kodizes sind voll solcher Bezüge. Sterndeuter waren an den Höfen gefragte Fachkräfte, ihr Einfluss oft immens, und das noch weit über hundert Jahre später. In der Neuen Pinakothek – jetzt sind wir im Vergleich zur dritten Buchmalerei bei den astronomischen Formaten Carl von Pilotys – steht der Astrologe und Leibarzt »Seni an der Leiche Wallensteins«, der bekanntlich 1634 das Zeitliche segnen musste. Auf dem Tisch: ein Globus und Folianten.

Es ging eben schon früher nichts über Bücher, egal, was drinstand. Ein Vir prudens, ein kluger Mann, schwenkt am besten ein geöffnetes Bändchen. So, wie der nobel berockte Bildungsbürger in einem moralisch-didaktischen Kompendium, das im dritten Viertel des 15. Jahrhunderts in Regensburg entstanden ist. Wobei man sich erst in unseren Tagen erklären kann, was der schlaue Kerl da ans Ohr hält: ein Handy, logisch. Im Zweifelsfall weiß ein mobiles Phone doch immer mehr. Nicht wahr? ||

AUFBRUCH ZU NEUEN UFFERN

Bayerische Staatsbibliothek, Schatzkammern (1. OG) | Ludwigstr. 16 **bis 24. Februar 2017** | Mo bis Fr 10–17 Uhr, Do bis 20 Uhr, 1. So im Monat 13–17 Uhr, Eintritt frei
Der reich illustrierte Katalog (256 S., Quaternio Verlag Luzern) kostet als Ausstellungsausgabe 29,80 Euro | Einen Einstieg in die gesamte Ausstellungstrilogie bietet die Website www.bilderwelten2016.de | Das Gebetbuch von Kaiser Maximilian I. kann man digital komplett betrachten: <http://daten.digital-sammlungen.de/db/0010/bsb00107790/images/>



Der Hund zerrt die Alraunwurzel heraus, und das Horn soll ihren todbringenden Schrei übertönen – Arzneipflanzenbuch, hier Darstellungen von Malva viscus, Bismalva althea, Eybisch und Mandragora (Alraun), Cod. icon. 26, 58v–59r | Augsburg (?) 1520–30 | © Bayerische Staatsbibliothek (2)

ERIKA WÄCKER-BABNIK

Rund siebzig Galerien gibt es in München. Zusätzlich ermöglichen zahlreiche Institutionen die Begegnungen mit zeitgenössischer Kunst. Eine aktuelle Auswahl bei freiem Eintritt.

ANTOINETTE VON SAURMA

Kunst am CAS (LMU)

Center for Advanced Studies | Seestr. 13 bis 28. Feb. 2017 | Anmeldung unter 089 2180-72080 o. info@cas.lmu.de

Der Aufwand, dass man das CAS nur nach Anmeldung besuchen kann, wird belohnt durch eine umfangreiche Ausstellung mit sehenswerten Papierarbeiten von Antoinette von Saurma. Über zwei Stockwerke der Altschwabinger Villa, die ein Forum für den internationalen Wissenschaftsaustausch der LMU beherbergt und schon allein als Ort interessant ist, sind Grafitzzeichnungen, Feder- und Pinselarbeiten sowie Monotypen der in München lebenden Künstlerin auf die Foyers und Studienräume verteilt. Anhand mehrerer Werkgruppen aus den letzten vier Jahren, führt der Parcours eine zeichnerische Handschrift vor Augen, die, je nach Thema und künstlerischer Intention, unterschiedlichen Charakter annehmen kann. Ist die klassische Zeichnung an sich dazu angeht, den Grat zwischen detailgenauem Naturalismus und Abstraktion schmal zu halten, bewegt Antoinette von Saurma sich mit traumwandlerischer Sicherheit zwischen den Welten. In ihren Studien von Körben, Seilen, Netzen und Steinen bis hin zu ihren Mondlandschaften offenbart sich ihre Fähigkeit der nahezu fotografisch genauen Wiedergabe materieller Strukturen. In anderen Arbeiten aber öffnet sich der Blick, und die Schraffuren und bewegten Lineaturen, die sich vor dem Auge des Betrachters zu Gegenständen, Figuren und Landschaften fügen, formieren sich zu abstrakten Kompositionen, die das ursprüngliche Thema nur noch schattenhaft erahnen lassen. In diesem Changieren liegt die eigentliche Faszination der Zeichnungen, das Dargestellte lässt sich auch bei detailgenauer Wiedergabe nie ganz greifen. Zwar erkennt man die fotografische Vorlage, die vielen Arbeiten zugrunde liegt, doch entzieht sich deren Abbildhaftigkeit dem Betrachter, als lege sich ein Schleier aus Strichen, Kürzeln und geschwungenen Lineaturen über die Motive. Besonders deutlich wird dies auch bei der Mondserie: Seit Jahren ist Antoinette von Saurma fasziniert von der Oberfläche unseres Erdtrabanten, die sie, mit einem Teleskop herangezogen, in ihren Formationen zeichnerisch studiert. Im CAS hat man der Künstlerin zusätzlich die Gelegenheit gegeben, unmittelbar auf die Wand zu zeichnen. Schade eigentlich, denn die großflächige Berglandschaft mit ihrem zarten Spiel zwischen Licht und Schatten, die zu den Highlights der Ausstellung zählt, muss hinterher wieder überstrichen werden.

Gelegentlich folgt die Künstlerin dem Impuls, dem Schwarz-Weiß ihrer Zeichnungen etwas Farbe entgegenzusetzen – etwa indem sie die Rahmen kleinerer Zeichnungen mit einem Hauch von Neonfarbe zum Leuchten bringt oder konfettiartige Punkte über die Motive legt – legitime Versuche, sich als stetig Suchende dem eigenen Werkprozess gegenüber Offenheit zu bewahren. Doch ihre Stärke liegt in der Schwarz-Weiß-Zeichnung, die in ihrer Differenziertheit ausreichend Licht und Schatten, innere Dynamik und damit »Farbwerte«, bereithält. »Ich mache es mir zur Aufgabe, das Spiel zwischen Hell und Dunkel zu beschreiben, ob am Mond oder am Menschen. Gleichzeitig lasse ich mich führen von dem Gleiten der Feder über

verschiedene Oberflächen«. Immer wieder ist die südafrikanische Heimat Quelle ihrer Motive. Geboren Anfang der 60er Jahre in Windhoek/Namibia hat Antoinette von Saurma in Johannesburg Kunst studiert. Nach langjähriger Auseinandersetzung mit Malerei und Zeichnung hat sie 2010 ein Studium an der Akademie der Bildenden Künste in München begonnen und in diesem Jahr als Meister-schülerin von Jorinde Voigt beendet. Ihre Werke wurden in zahlreichen Ausstellungen in Deutschland, Italien und in den USA gezeigt.

CLAUDIA WEBER UND SILVIA WIENEFOT

Die Stadt ist grausam. Rückzugsorte

Galerie Bezirk Oberbayern Prinzregentenstr. 14 | bis 3. Feb. 2017 Mo bis Do 8–17, Fr 8–13 Uhr

»Ich sehe was, was Du nicht siehst« heißen übersetzt die riesigen leuchtenden Punkte in Brailleschrift. Doch hoch oben an der Außenwand der Galerie des Bezirks Oberbayern angebracht, entziehen sie sich auch dem Verständnis durch Ertasten: Die Inklusions-Ausstellung möchte den Besuchern im wörtlichen Sinn die Augen öffnen für Raumwahrnehmungen. Die Installation der Künstlerin Silvia Wienefoet verweist als symbolhafte Chiffre auf unsere Umgebung im Stadtraum und dessen visuelle und auditive Reizüberflutung. Die Erkenntnis, dass diese vor allem für Menschen mit Asperger-Autismus zum Problem werden kann, steckt hinter ihren künstlerischen Projekten. Auch in ihrer Videoarbeit mit Statements von Betroffenen hat sich die Künstlerin mit deren besonderer Wahrnehmung des städtischen Umfelds auseinandergesetzt. Die zweite Künstlerin, Claudia Weber, führt Irritationen der Raumwahrnehmung in ihren Zeichnungen vor: In einem langen Fries sind ihre Raumansichten von Badezimmern aneinandergereiht, intime Rückzugsorte, möchte man meinen, doch die Verdichtung von grafischen Konstruktionslinien, schablonenhaften Figuren, Schraffuren, geometrischen Mustern und spiralförmig angelegten Umschreibungen von Gegenständen bilden eine gleichzeitig unterkühlte wie hochdynamische Raumanalyse ab, deren Undurchdringlichkeit durch die dichte Hängung der Blätter noch mal erhöht wird. »Zu zeichnen bedeutet für mich nicht, eine scheinbare Wirklichkeit abzubilden. Ich suche nach einer inneren Ordnung und setze diese in einen möglichen Zusammenhang mit dem umgebenden Raum.« Beide Künstlerinnen zeigen in der Ausstellung, dass es nicht nur eine sichtbare Realität gibt. Wahrnehmen heißt auch Selektieren. Nicht allen Menschen ist dies problemlos möglich.

Dazu gibt es am 24. Januar um 18 Uhr ein Gespräch mit Michael Härteis und den beiden Künstlerinnen sowie Projektbeteiligten aus Autismus-Sicht (mit Gebärdendolmetscher).

ROMAN SIGNER

Arbeiten mit Sand

Häusler Contemporary München Maximilianstr. 35 | Eingang Herzog-Rudolf-Straße | bis 10. Jan. 2017 | Mi 14–20, Do, Fr, 14–18 Uhr

Die Aktion ist nicht mehr sichtbar, nur noch das Ergebnis als skulpturale Installation: In einem Rucksack steckt ein aufgespannter Regenschirm. Ein Kreis aus Sand umgibt das Ensemble. Sand liegt auch auf dem Regenschirm. Über allem hängt ein gelber Eimer, der zur Hälfte mit Sand gefüllt ist. Der Fall ist klar. Vor dem inneren Auge spielt sich das Ereignis ab. Auch wenn man in der Ausstellung das Rieseln des Sandes nachträglich nicht mehr erleben kann, so ist es – wenn man mit den Arbeiten von Roman Signer (*1938 in Appenzell, CH) ein wenig vertraut



Antoinette von Saurma: »Sendai« | 2013 Feder und Pigment-Tinte auf Japan-Papier auf Leinwand 195 x 210 cm | © Siegfried Wameser



Claudia Weber: »Badende 5« (Ausschnitt) | 2016 | Graphit, Bleistift, Buntstift auf Papier, 132 x 200 cm | © Claudia Weber



Roman Signer: »Arbeiten mit Sand« Häusler Contemporary München, Installationsansicht Courtesy der Künstler und Häusler Contemporary München, Zürich | © Wolfgang Stahl



Dora Economou: »30 SECONDS OVER TOKYO« 2016 | Tintenstrahler-Druck auf Papier | 154 x 214 cm © Galerie Françoise Heitsch

ist – noch spürbar präsent. Der Entstehungsprozess ist bei Roman Signer immer unmittelbarer Bestandteil des Werks, selbst wenn der Künstler ihn gelegentlich an seinen Galeristen delegiert. Ähnlich funktioniert es mit der neuesten Installation, die hier zu sehen ist, »Hose« (2015). Diese – es handelt sich um ein Stück verzweigtes Lüftungsrohr – hängt in einer Holzkabine. Unter den Auslässen liegen Sandberge, auf der Kabine steht ein Eimer. Absurdität und Witz gehen Hand in Hand mit der ästhetischen, skulpturalen Qualität dieser Arbeiten. Hinzu kommt das Moment des Prozesses als vierte Dimension, um den es Roman Signer geht. Als »Zeitskulpturen« werden seine Arbeiten deshalb auch bezeichnet. Zeit, so möchte man kritisch anmerken, ist jedem künstlerischen Werk immanent, muss dieses doch immer hergestellt werden. Der Unterschied ist jedoch, dass Roman Signer das Augenmerk auf die die Veränderung bewirkenden Kräfte lenkt. Der Prozess und das Ereignis bleiben sichtbar, sei es im skulpturalen Ergebnis sei es in der Interaktion mit einem Objekt oder in Form von Videomitschnitten oder Fotosequenzen von den Aktionen. Sand ist ein häufig wiederkehrendes Element im Werk von Roman Signer, Sand als gestalterisches Element, Sand als Symbol der fließenden Zeit. Abgesehen von den Skulpturen dokumentieren eine ganze Reihe von Fotografien in der Ausstellung ältere und jüngere Aktionen mit Sand. Dem »Tisch mit Sandkegel« (1998) etwa wurde durch eine Explosion ein Bein abgesprengt. Sechs Fotografien dokumentieren die einzelnen Phasen, in denen der Tisch allmählich kippt, der Sand ins Rutschen gerät, in der Schiefelage die eigenartige Form eines Pizzateigs annimmt, um schließlich mitsamt dem Tisch auf dem Boden zu landen: Jeder festgehaltene Moment birgt seine eigene skulpturale Dimension. Im Lauf der vielen Schaffensjahre hat der Schweizer Künstler mit seinen mal raffinierten und experimentellen, mal scheinbar alltäglichen und einfachen, aber immer poetischen Aktionen internationale Bedeutung erlangt. Steter Begleiter ist ihm der unwiderstehliche Humor, mit dem er seine Konzepte entwickelt und umsetzt. Dass er sich dabei konsequent und immer wieder überraschend anders den Fragen von Wandel und Vergänglichkeit stellt, macht jede Ausstellung zum Ereignis.

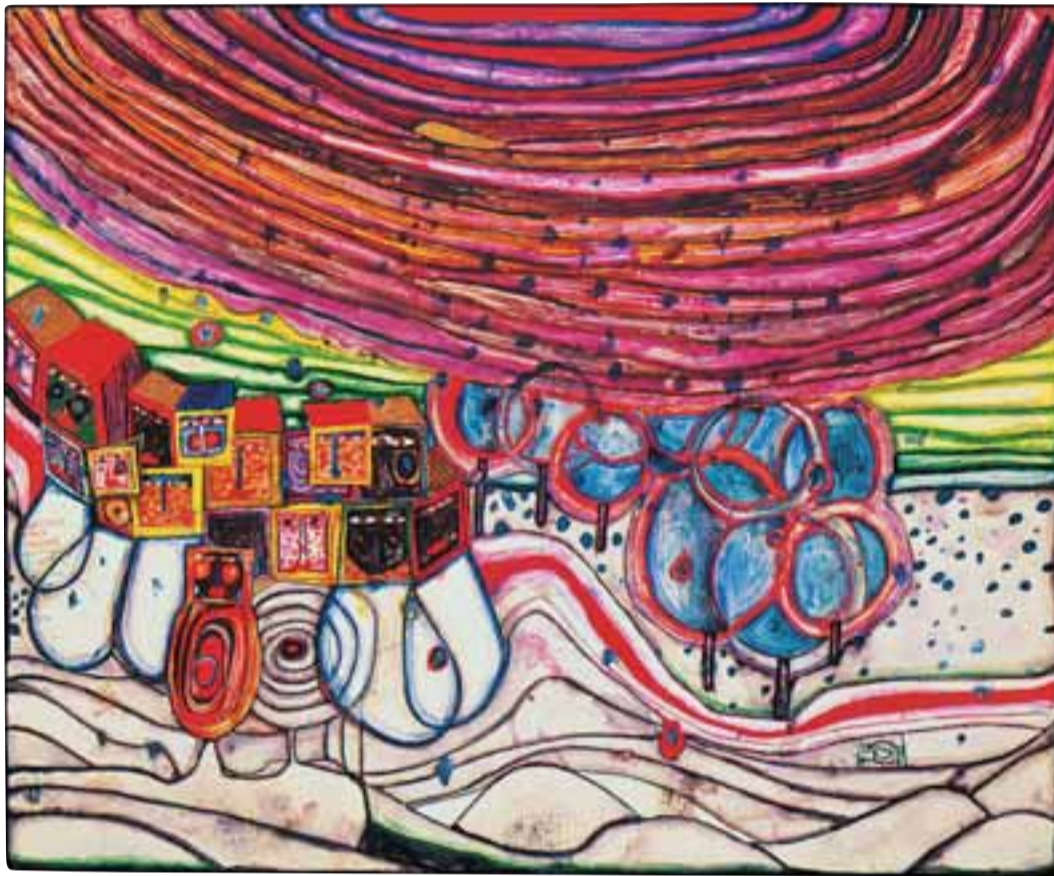
DORA ECONOMOU

Mountains and Valleys

Galerie Françoise Heitsch | Amalienstr. 19 bis 22. Dez. | Mi bis Fr 14–19, Sa 12–17 Uhr

Ist es die nicht enden wollende Krise Griechenlands, die sich in der Melancholie vieler griechischer Künstler spiegelt? Wie ein Puzzle setzen sich die einzelnen Versatzstücke des auf den ersten Blick disparat erscheinenden Werks der griechischen Künstlerin Dora Economou zu einem Gesamtbild zusammen: Schwarz-weiß bedruckte Vorhänge mit plisseartigen Falten, die an die traditionellen Röcke griechischer Soldaten erinnern, sind locker im Raum verteilt. Auf dem Boden gefaltete Origami-Totenschädel aus Papier – Reminiszenzen an Vanitassymbole aus der Kunstgeschichte. Dazwischen dahingeworfene Papierbögen. Der Raum changiert zwischen Leichtigkeit (Materialien) und Schwere (Chaos). Rote Papiernelken (Revolution? Hoffnung?) geleiten den Besucher ins Untergeschoss. Eine Diasequenz mit Ansichten japanischer, griechischer, tschechischer Architekturen und Landschaften spielen mit inhaltlichen und formalen Bezügen und laufen parallel zu einer von der Künstlerin erzählten Episode. Jedes zehnte Bild ist ein Sonnenuntergang: Die stete Wiederholung, der Rhythmus der Welt als beruhigende Konstante? Oder doch der erwartete endgültige Niedergang? Dora Economou geht es um die Frage nach Original und Kopie, um Imitation und Wiederholung. Und unterschwellig um den Appell an den Betrachter, sich in diesem Sinne mit Kunst (und der griechischen Befindlichkeit?) auseinanderzusetzen. ||

Das ganze Leben in Spiralen



Friedensreich Hundertwasser:
»DIE HÄNGENDE WOLKE IM WINTER – DIE SCHAUSPIELER – WINTERTOURNEE« (706) | 1973 | Mischtechnik, 50 x 61 cm
Privatsammlung



Mit einem Gruß an Väterchen Timofej – »OLYMPISCHE SPIELE MÜNCHEN 1972« (700) | 1972
Siebdruck, gedruckt von Dietz Offizin, Lengmoos (in 21 Farben, mit 5-farbiger Metallprägung und elektrostatischer Beflockung), 103,5 x 65 cm | Die Hundertwasser Gemeinnützige Privatstiftung, Wien | © 2016 Namida AG, Glarus (2)

Im Protest gegen die gerade Linie suchte Friedensreich Hundertwasser die Kunst und die Welt zu verändern. Das Buchheim Museum präsentiert ihn als Lebensphilosophen.

THOMAS BETZ

Einen außergewöhnlichen Farben- und Formensinn bescheinigt das Zeugnis der Wiener Montessori-Schule dem siebenjährigen Friedrich Stowasser. Ein Wunderkind war er freilich nicht, verglichen etwa mit dem Kollegen Ernst Fuchs, der 1945 als 15-Jähriger in Wien an der Kunstakademie mit präziser Zeichenkunst und literarischer Bildung brillierte und die Wiener Schule des Phantastischen Realismus mitbegründete. Stowasser hatte 1948 die Akademie bezogen, aber nach drei Monaten sein Studium abgebrochen: Ab 1949 entwickelte er – angeregt von Egon Schiele, Paul Klee und Kacheln in einem römischen Café – einen eigenen Stil aus vitalen Farbstreifen und Farbfeldern, mit dem er später weltweit populär wurde. Und signierte fortan mit »Hundertwasser«, indem er die Silbe »sto« als slawisch für »hundert« interpretierte.

Die Hundertwasser-Ausstellung im Buchheim Museum empfängt die Besucher mit ein paar Grünpflanzen und dem »Verschimmelungsmanifest«, das der Künstler 1958 auch in der Münchner Galerie van de Loo vortrug. »Ein Mann in einem Mietshaus muss die Möglichkeit haben, sich aus seinem Fenster zu beugen und – soweit seine Hände reichen – das Mauerwerk abzukratzen«, heißt es da. »Und es muß ihm gestattet sein, mit einem langen Pinsel – soweit er reichen kann – alles rosa zu bemalen, so daß man von weitem, von der Straße sehen kann: dort wohnt ein Mensch, der sich von seinen Nachbarn unterscheidet, dem zugewiesenen Kleinvieh.« Solchen Aufruf zur Selbstbefreiung aus den Zwängen »funktionaler« Rasterarchitektur setzte Friederich (1961) alias Friedensreich (ab 1969) Hundertwasser – als Revolte gegen die »sterile Ordnung« – unermüdlich fort.

»Ich garantiere Ihnen, ich kann das Stadtbild von München in binnen fünf Stunden verwandeln, aber so, daß man es nicht wiedererkennt. Es braucht nur jeder Mensch mit Bewußtsein sich aus dem Fenster zu beugen und irgendetwas zu tun, irgendetwas. Er braucht sich nur ausziehen«, proklamierte

er 1967 in der Galerie Richard P. Hartmann in München – und zog sich aus. Nachdem seine Kollegen Ernst Fuchs und Arnulf Rainer dort nackte Mädchen bemalt hatten, hielt Hundertwasser seine »Nacktrede«: nackt, flankiert von zwei unbedeckten Kunststudentinnen, und weinte am Ende, denn es war ihm Ernst damit.

Nur Schönheit kann dagegen helfen, dass »alles voll glattem Elend ist und alle eingekerkert sind«. Deshalb lautet das moralische Titelmotto der Ausstellung auch »Schön & gut«, und deshalb sind eine Zwiebelform und eine Spirale golden auf den Katalogeinband geprägt. Denn die Spirale ist seit 1953 Hundertwassers Symbolform. Er setzte in der Kunst wie im Leben auf organisch-pflanzliche Entwicklung und eine aus individuell Verschiedenem verflochtene Harmonie. Bei seinen Häusern wachsen Bäume vor den Fenstern, sind Etagen und Dächer bewaldet und begrünt und klären so Abwässer – die Ausstellung zeigt Modelle einiger realisierter Projekte. Mit seiner »Humustoilette« macht er aus Scheiße fruchtbares Erd-Gold. Mit Metallfolien, fluoreszierenden Farben, Prägungen und Applikationen produzierte er Grafik-Auflagen aus lauter Unikaten.

Am Ende der zur Spirale verwinkelten Ausstellung, mit dem Wissen, dass sich der 2000 verstorbene Hundertwasser »auf eigenem Land« in Neuseeland in einen auf seiner Leiche gepflanzten Tulpenbaum verwandelt hat, kann man sich fragen, wie wir hierzulande und in unserer Welt heute zum Aktivist und Vordenker Hundertwasser stehen. Umringt von Grünpflanzen. ||

HUNDETTWASSER. SCHÖN & GUT

Buchheim Museum der Phantasie | Am Hirschgarten 1, 82347 Bernried | bis 5. März Di-/So/Fei 10–17 Uhr | 10./17. Dez., 15.30 Uhr, Filmvorführung: | »Hundertwassers Regentag« (1972) von | Peter Schamoni | Sonntagsführung, jeweils 15.30 Uhr | Der Katalog (192 S., 150 Abb.) kostet 29,95 Euro | www.buchheimmuseum.de

Anzeige

GÄRTNER
PLATZ
THEATER

KING ARTHUR

SEMI-OPER
VON
HENRY PURCELL

REITHALLE

8. BIS 18. DEZEMBER 2016

KARTEN 089 21 85 19 60

www.gaertnerplatztheater.de

Sa, 10.12. bis Sa, 17.12.

AUSSTELLUNG | Martin Potsch: Neue Arbeiten in Glas

Atelier Pariser Straße 25/Rgb. | Vernissage: 10.12., ab 19.00 | Schlussabend/Nachverkauf: 17.12., ab 19.00 | Mo–Fr und So nach Vereinbarung | www.martinpotsch.de

Der Münchner Designer und Maler Martin Potsch entwirft seit 2014 faszinierende Glasobjekte, die in ihrer Transparenz, Form und Farbigkeit zu leuchten scheinen. Realisiert werden seine Entwürfe in Kooperation mit den Glasmeistern der Glasfachschule in Zwiesel. Hergestellt werden maximal 50 Vasen pro Jahr – jede ein Unikat.

So, 11.12.

THEATER | Quint Buchholz: »Der Sammler der Augenblicke«

Metropoltheater | Floriansmühlstr. 15 | auch am 12.12., 17.12., 19.–21.12., 29.12., 2.1.–4.1. Beginn und Tickets: www.metropoltheater.de

Der Maler Max sagt über seine Gemälde: »Jedes Bild muss ein Geheimnis bewahren. Ich bin nur der Sammler. Ich sammle Augenblicke.« Der Nachbarsjunge besucht ihn täglich in seinem Atelier und liest, spielt Schach, oder Max erzählt ihm von Schnee-Elefanten in Kanada und fliegenden Zirkuswagen. Eines Tages entdeckt der Junge, dass mehr hinter den Bildern steckt, als auf den ersten Blick zu erkennen ist. Regie: Jochen Schölch. Mit Gerd Lohmeyer und Jolanta Szczelkun.

Mo, 12.12.

LESUNG MIT MUSIK Seerosenkreis: »Fröhliche Weihnacht überall«

Künstlerhaus | 19.30 | Lenbachplatz 8 Reservierung: info@brigitta-rambeck.de, Tel. 0170 323 1634

Der »Seerosenkreis«, einer der letzten Schwabinger Künstlerzirkel, bittet zur Weihnachtsfeier: Julia Cortis, Christine Grän, Gert Heidenreich, Brigitta Rambeck und Michael Schwarzmaier lesen eigene Geschichten und Gedichte, präsentieren Raritäten von Goethe und Thomas Bernhard sowie zeitgenössische Weihnachtssimpliciones von Ingrid Noll, Ali Mitgutsch, Karl-Heinz Hummel u. a. Musikalisch begleitet werden sie von der finnischen Stimm-Diva Tuija Komi und dem Akkordeonvirtuosen Vlad Cojocar.

Di, 13.12.

KABARETT | Michael Altinger: »Meine Heilige Familie«

Lach- und Schießgesellschaft | 20.00, Einlass 18.30 | Ursulastr./Ecke Haimhauserstr. | Tickets: www.lachundschuess.de | www.michael-altinger.de

Panik vor dem frohen Fest? Möchten Sie jetzt schon eine kleine Reisetasche packen, oder gehen Sie lieber in den Keller, um zu kontrollieren, ob das handliche Beil noch richtig scharf ist? Michael Altinger und seine Band (Martin Julius Faber) malen die Dramen der bayerischen Weihnacht, wie sie Ludwig Thoma sogar im Totalrausch nicht eingefallen wären.

Di, 13.12.

MUSIK Jazz+: Bastian Stein Quartett

Seidvilla | 20.00 | Nikolaiplatz 1a Tickets: Abendkasse | www.jazz-plus.de www.bastianstein.com

Der Trompeter Bastian Stein schlägt mit Johannes Enders (Saxofon), Phil Donkin (Bass) und James Maddren (Drums) Brücken von der Tradition zur Moderne, vom Jazz zu anderen Musikgenres. Die melodiebetonte Klangsprache wird trotz ihrer komplexen Struktur nie zu kopflastig, sondern macht neugierig auf die nächsten und übernächsten Sequenzen. Wohli-ger Groove, vom Ohr in den Bauch.

Do, 15.12.

HÖRFUNK | Thomas Mann spricht über Frank Wedekind

Bayerischer Rundfunk, Studio 1 | 19.30 | Rundfunkplatz 1 | Eintritt frei, Anmeldung: radiotexte@br.de | www.bayern2.de/radioTexte | Sendetermin: BR, Bayern 2, radioTexte | 20.12. | 21.05

1954 nahm Thomas Mann für den BR seinen Wedekind-Essay auf, den er zum 50. Geburtstag des Dramatikers geschrieben hatte. Anatol Regnier, Wedekind-Enkel und -Biograph hat das Dokument im BR-Archiv wiederentdeckt. Jetzt bringt Bayern 2 die die Originalaufnahme wieder zu Gehör. Dazu lesen Christian Löber und Max Wagner aus Wedekinds »Der Marquis von Keith«. Dirk Heißerer vom Thomas-Mann-Forum und der Literaturredakteur Antonio Pellegrino sprechen über die Beziehung zwischen Mann und Wedekind. Anatol Regnier begleitet den Abend musikalisch mit Liedern seines Großvaters.

Do, 15.12.

DIALOG | M. Köhlmeier & K. P. Liessmann: »Wer hat dir gesagt, dass du nackt bist, Adam?«

Literaturhaus, Saal | 20.00 | Salvatorplatz Tickets: https://shop.reservix.de

Wer bin ich? Was bedeutet Freiheit? Zu zwölf Schlüsselbegriffen unseres Lebens erzählt der Autor Michael Köhlmeier eine Geschichte, inspiriert von antiken Sagen oder Volksmärchen. Im Anschluss zeigt der Philosoph Konrad Paul Liessmann in seiner Interpretation, was er aus diesen Geschichten über die Spielregeln und Möglichkeiten unserer Welt herausliest: Antworten auf ganz grundsätzliche Fragen unseres Lebens. Das klingt nach großem Denkvergnügen.

Fr, 16.12.

MUSIK | musica viva: Orchesterkonzert und Late Night-Konzert

Orchesterkonzert: Herkulesaal | 19.00 Residenzstr. 1, Eingang über Hofgarten | Late Night-Konzert: Bürgersaalkirche | 22.00 Kapellenstr. 1 | Tickets: www.muenchenticket.de

Milica Djordjević und Nikolaus Brass haben zwei Auftragswerke geschaffen, die im Orchesterkonzert der Reihe musica viva uraufgeführt werden. Außerdem steht Ligetis »Konzert für Violine und Orchester« auf dem Programm. Solisten sind der Violinist Ilya Gringolts und die Sopranistin Sarah Maria Sun. Es spielt das BR-Symphonieorchester die Leitung hat Peter Rundel. Am selben Abend um 22.00 Uhr gastiert die musica viva erstmals in der Münchner Bürgersaalkirche. Der Violinist Helge Slaatto und der Kontrabassist Frank Reinecke spielen neben Kompositionen von Guillaume de Machaut und Philippe de Vitry zwei Werke von Chris Newman und Wolfgang von Schweinitz.

Fr, 16.12. bis So, 5.2.

MUSIKTHEATER | Jacques Offenbach: »Die schöne Helena«

Pasinger Fabrik | 19.30 | August-Exter-Str. 1 Tickets: www.pasinger-fabrik.com

Wer im Sommer Offenbachs wunderbare Operette verpasst hat, bekommt jetzt im kleinsten Opernhaus Münchens bei der Wiederaufnahme eine zweite Chance, sich über Griechenlands Helden-Elite zu wundern: Der Prinz von Troja raubt die schöne Helena aus den Armen ihres Gatten Menelaus, woraufhin der Trojanische Krieg ausbricht. Der Regisseur Marcus Everding, gestaltete die Figuren »mit großer Liebe und mit Sympathie für deren Schwächen«, schrieb Maximilian Theiss in unserer Juni-Ausgabe.

Sa, 17.12.

LESUNG MIT MUSIK | Ludwig Thoma: »Die heilige Nacht«

Mohr-Villa, Gewölbessaal | 17.00 | Situlistr. 75 www.mohr-villa.de

Kein Advent ohne Weihnachtsgeschichte: In der Mohrvilla trägt Franz Leutner die Geschichte

von Maria und Josef und dem Kind, von Ochs und Esel vor, wie sie Ludwig Thoma aufgeschrieben hat. Der Ismaninger Dreisang sorgt für den musikalischen Rahmen.

Sa, 17.12.

MUSIK Weihnachten im Lichtermeer

St. Lukas | 20.00 | Mariannenplatz | Tickets: Abendkasse

Der Lukas-Chor führt zusammen mit dem Orchester St. Lukas und den Vokalsolisten Roswitha Schmelzl, Dominika Hirschler, Raimund Minarschik und Sebastian Myrus in einem Meer aus über 1000 Kerzen Magnificat-Vertonungen von Antonio Vivaldi, Charles V. Stanford und John Rutter auf. Musikalische Leitung: Tobias Frank.

bis Di, 20.12.

AUSSTELLUNG 500 Jahre Ghetto von Venedig

Gasteig, Glashalle und Foyer im 1. OG täglich 10.00–23.00 | Rosenheimer Str. 5 | Eintritt frei | www.gasteig.de

Venedig ist selten so schön wie im Winter, wissen Eingeweihte. Wer gerade nicht hinfahren kann, geht in die Multimedia-Ausstellung über das Ghetto von Venedig. In den Arbeiten von Edegildo Zava, Luigi Viola und Michal Meron, die im Gasteig ihre Blicke auf Gassen und Plätze, durch Wasserstraßen und Treppenhäuser offenbaren, befindet man sich schon fast mitten-drin im Gewirr aus Mauern und Meer. Die Ausstellung über die Geschichte des Ghettos wird flankiert von Lesungen und Filmvorführungen.

Di, 20.12.

FAMILIENPROGRAMM Ayda, Hase und Bär

Hoch X | 15.00 | Entenbachstr. 37 | Tickets: www.hoch-x.de | für Kinder ab 5 | weitere Vorstellungen: 21.12., 9.00 und 11.00 | 22.12., 10.00 und 15.00 | 23.12., 10.00

Ausgehend von dem Kinderbuch von Navid Kermani hat Annette Geller ein Theaterstück entwickelt, in dem die fünfjährige Ayda einen sehr großen Bären und einen winzigen Hasen trifft. Bald werden sie die besten Freunde. Dabei ist es ganz egal, ob jemand aus Persien kommt oder Deutscher, Türke, Bär oder Hase ist. Sahra Huby und Damiaan Veens erzählen und tanzen die Geschichte von Ayda und dem Wunder der Freundschaft.

Sa, 24.12.

MUSIK | Festkonzert zum Heiligen Abend

Gasteig, Philharmonie | 16.00 | Rosenheimer Str. 5 | Tickets: www.muenchenticket.de

Das Weihnachtskonzert am Nachmittag des Heiligen Abends hat seit 25 Jahren im Gasteig Tradition. Lassen Sie die anderen den Tisch decken und den Kartoffelsalat nachwürzen, und nehmen Sie sich die Zeit, um noch eine gute Stunde lang auszuatmen. Die Sopranistin Katja Stuber, der Solotrompeter der Münchner Philharmoniker Guido Segers und der weltweit renommierte Organist Edgar Krapp gestalten das Programm mit Werken von Johann Sebastian Bach, Georg Friedrich Händel, Peter Cornelius, César Franck, Engelbert Humperdinck, Ferdinand Lazzari u. a. Wenn Sie nach dem Konzert nach Hause kommen, sind Sie entspannt genug für die nächsten 48 Stunden.

Mo, 26.12.

FERNSEHEN | Tatort München: »Klingelingeling«

ARD | 20.15

Wer nach drei Tagen Weihnachten nicht mehr wirklich aufnahmefähig ist, darf heute auch auf dem Sofa sitzen bleiben. Und den Tatort anschauen: Während der Polizeichor in der

Kantine des Präsidiums »Stille Nacht, heilige Nacht« singt, wird in der kleinen Kirche am Alten Südfriedhof ein totes Baby vor dem Altar abgelegt. Batic (Miroslav Nemeč) und Leitmayr (Udo Wachtveitl) kommen bei den Ermittlungen einem organisierten Bettlerclan am Stadtrand von München auf die Spur. Regie: Markus Imboden.

bis Fr, 30.12.

AUSSTELLUNG | Künstlerisches Spielzeug – Spielerische Kunst

Galerie Handwerk | Mo, Di, Mi, Fr 10.00 bis 18.00, Do bis 20.00, Sa 10.00 bis 13.00, So und Feiertag geschlossen | Max-Joseph-Str. 4, Eingang Ottostr. | Eintritt frei | www.hwk-muenchen.de

Unter dem Motto »Oh Tannenbaum!« zeigen 50 Aussteller aus Deutschland, England, Tschechien und der Schweiz, dass der Baum eine nahezu unendliche Inspirationsquelle ist – wie eine geschmückte Hirschtrophäe aus Papier, ein Biber-Trupp, der einen Tannenbaum trägt, Christbaumschmuck aus Lauscha oder skurrile Tiere aus Holz beweisen.

So, 1.1.

MUSIK | Neujahrskonzert mit Johann Strauss

Cuvilliés-Theater | 18.00 | Residenzstr. 1 | Tickets: www.muenchenticket.de

Wer weiß, was auf uns zukommt – da darf das neue Jahr zumindest beschwingt und heiter beginnen. Das geht gut mit Johann Strauss und ein bisschen Schmäh: Das Süddeutsche Kammerensemble spielt unter Markus Elsners musikalischer Leitung Werke des Walzerkönigs. Wie schön es an der blauen Donau künftig sein wird, inwiefern das Wiener Blut kocht und welche Geschichten uns aus dem Wienerwald künftig erwarten, wird man sehen.

Fr, 6.1.

MUSIK Casanova Society Orchestra

Bürgerhaus Pullach | 20.00 | Heilmannstr. 2, Pullach | Tickets: www.pullach.de/buergerhaus

Das siebenköpfige Tanzorchester aus dem Hotel Adlon entführt das Publikum mit einer Revue in die Goldenen 20er-Jahre. Die Unterhaltungsmusik, die Grothe, Holländer, Gershwin, Whiteman und einige andere Komponisten damals schrieben, fährt bis heute nahezu jedem in die Beine und ins Herz. Andreas Holzmann und das Casanova Society Orchestra interpretieren mit souveränem Charme und mitreißend stilvoller die immergrünen musikalischen Juwelen. Natürlich werden weder Veronika noch der Kaktus fehlen.

Mo, 9.1.

LESUNG | Poetry & Parade

Seidvilla | 20.00 | Nikolaiplatz 1a | Tickets: Abendkasse

Einmal im Monat bitten die Bühnenliteraten Jaromir Konecny und Frank Klötgen Größen aus der Spoken Word-Szene, Lyriker und Musiker auf die Slam- und Lesebühne. Diesmal performen Stefan Straubinger, Lisa Eckhart und Alex Burkhard. Vorsicht: Bei »Poetry & Parade« beziehen die Akteure das Publikum durchgehend ins Geschehen ein. Bis zum gemeinsamen Abschiedslied.

Fr, 13.1.

MUSIK Gayané Sureni & Hadi Alizadeh

Kunstforum Arbellapark | 20.00 Rosenkavalierplatz 16 | Tickets: Tel. 089 9287810

Die armenische Sängerin Gayané Sureni studierte klassischen Gesang, Jazz und armenische Volksmusik. Heute präsentiert sie Volkslieder aus ihrer Heimat, begleitet von dem iranischen Trommler Hadi Alizadeh, der rhythmische Akzente auf der persischen Trommel Tonbak und der kurdischen Rahmentrommel Daf setzt.